Die Mennonitische Rundschau

1877 — Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist. — 1937

60. Jahrgang. — Winnipeg, Man., den 19. Mai 1937. — Nummer 20.

Der Fremdling hier auf Erden.

Ein Fremdling hier auf Erden,
Wahl ich bergab, bergauf,
Durch Kummer und Beschwerden,
Zu jener Stadt hinauf,
Die hoch im Osten glänzet,
Von keiner Wolk' umhüllt,
Von Palmen rings umkränzet,
Von Jubelton erfüllt.
Ich stamme nicht von hinnen,
Drum hab' ich keine Ruh —
Mein Denken und Beginnen
Geht jenen Höhen zu.
Hier find' ich kein'n Gefallen,
Hier bürg' ich mich nicht ein;
Dort oben sind die Hahlen,
Wo ich will ewig sein.
Dort fließen keine Tränen,
Dort gibt es keine Not,
Dort weicht das bange Sehnen,
Dort gibt es keinen Tod;
Dort klingen uns're Saiten
Zur Ehre nur dem Lamm,
Dort darf das Herz sich weiden
Am Seelenbräutigam.

(Eingesf. von Mrs. E. Wittenberg.)

Unsere Augen.

„Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns", heißt es in Ev. Joh. 1, 14. In diesem Worte liegt das Wunder der Menschwerdung Gottes beschlossen. In Jesus Chr. leuchtet das große wundersame Geheimnis auf, daß Gott Mensch wurde, daß Gott herabgestiegen ist bis in die Knechtsgestalt des Gekreuzigten. Dieses ewige Wort ist die Antwort Gottes auf alle Nöte unserer Zeit. Alles, was Jesus tut und denkt, was er will und ist, getan und gedacht und gewollt, ist für uns. Mit uns geht Christus durch die Nöte unserer Zeit dem Tag seiner Vollendung entgegen. Wo ihm eine Not auf seinem Wege begegnete, mußte sie weichen. In Matth. 9, 27—31; Luk. 10, 23—24; Ev. Joh. 9 wird uns Jesu Begegnung mit blinden Menschen geschildert u. er fand keinen Fall hoffnungslos, sondern schenkte ihnen das Augenlicht. Der Herr will und kann auch jetzt die Augen des Leibes gesund machen oder erhalten, wenn es zur Ehre Gottes und zu unserem Besten dient. Vor allem aber will er in unserem Herzen das Licht seiner Erkenntnis aufgehen lassen. Von Natur sind wir ja blind und können das Reich Gottes nicht sehen. Jesus muß uns durch ein Wunder die Augen öffnen, und das geschieht in der Wiedergeburt. Zu Nikodemus sagt der Herr: „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde, so kann er das Reich Gottes nicht sehen." Auch sollen wir reine Augen haben, die nicht geblendet sind durch die vergängliche, sündige Welt, sondern ganz aufgeschlossen für die Wahrheit Gottes. Weiter sollen wir nicht seitwärts sehen nach Reichtum, Besitz und Ehre dieser Zeit, sondern auf festem Grunde zu dem wunderbaren Ziele, das uns durch Jesu unbegreifliche Gnade gesetzt ist!

Keine Not ist unserem Heilande zu stark gewesen und niemand hat müssen ungeholfen von dannen gehen. Wende dich nur zu ihm für dich und für andere, die dir auf's Herz gelegt sind. Laß dich auch nicht abschrecken, wenn Jesus auf dein dringendes Bitten nicht gleich antwortet! Er läßt dich warten, um dich zu läutern. Du sollst nur um so ernstlicher auf ihn sehen, wie er in seiner Wirklichkeit im Wort Gottes zu sehen ist, wie er unsichtbar und doch „fühlbar genug" auch durch dein Leben schreitet, dich „je und je geliebt hat." Werde immer demütiger vor ihm und gehe ihm nach, weg von der lärmenden, unsauberen Straße, dahin, wo du mit ihm allein bist, sein Wort zu hören und ihn anzuflehen, und wenn es ohne Worte sein sollte.

Er rührte, heißt es, die Augen der Blinden an, um es ihnen tief eindrücklich zu machen: Hier liegt eure Not, und hier soll euch geholfen werden. So rührt er auch unseren Leibes- und Seelenschaden an, und wie wird es sein, wenn er zu uns spricht: „Euch geschehe nach eurem Glauben!"

Dann „bedrohte" er sie und wies sie mit strengen Worten in die Stille. Nicht wieder auf die Straße! Jesus will im Verborgenen wirken, wie sein Vater in der Schöpfung im Verborgenen meist wirkt: lautlos geht seine Sonne ihren unermeßlich segensreichen Gang, lautlos die unzählbaren, riesengroßen Himmelskörper, und welch' eine gewaltige Predigt halten sie für alle Menschen! Lautlos, unsichtbar keimen die Billionen Samenkörner in der Erde, wächst die Saat von Tag zu Tag. Lautlos und unsichtbar wandelt sich in jedem Jahr im Weinstock das Wasser des Regens, sich in die Trauben hineinziehend, unter der Sommerhitze in Wein. Wie der Vater, so der Sohn; und wie der Sohn, so seine Jünger. Sei gern unbekannt, klein und verachtet, sei deinem Heiland dankbar mit der stillen Tat deines Lebens! So geht dir sein Segen nicht verloren.

Wie wir mit dem leiblichen Auge die Außenwelt in ihrem Dasein unzweifelhaft erkennen, so wirkt Gott durch seine Offenbarung einen neuen Sinn, wodurch wir die übernatürliche Welt innerlich wahrnehmen, was den übrigen Menschen verborgen ist. Dieser von Gott gewirkte Sinn ist der Glaube, der uns mit Gott und Christus eins macht.

Ein junger Mann war mit etwa elf Jahren erblindet. Das war für ihn ein schwerer Schlag, aber er faßte sich und gab sich ganz seinem Heilande hin. Nun konnte er ohne Murren seine Last tragen; ja er wurde in den Stand gesetzt, eine erstaunliche Lebensarbeit zu leisten. Er, der kein Buch sehen konnte, wurde Professor der Theologie. Unaufhörlich hat er in Vorlesungen, Vorträgen und christlichen Liebesarbeit von Jesus Christus Zeugnis abgelegt. Ein Freund, der in seiner Wohnung einige Tage zubrachte, erzählt, wie ergreifend es gewesen sei, wenn er abends nach dem Auslöschen aller Lichter in dem Schreibzimmer des Professors nebenan noch bis nach Mitternacht die Schreibmaschine klappern hörte. Für ihn gab es keinen Unterschied zwischen Tag und Nacht. Als ihm der Tod nahte, hat er es allerdings als sehnsüchtige Hoffnung und Freude ausgesprochen, daß er in der Ewigkeit ungestört sehen werde.

Wenn heute wohl wenige Blinde durch Christus sehend werden, so ist die entscheidende Hilfe für sie doch das innere Licht, das Jesus in ihrem Herzen anzündete. Darauf kam es ihm ja auch vor allem an, wenn er in seinem Erdenleben Blinde sehend machte.

J. P. Braun.

Morden, Man.

Dank und Bitte der Rosthernеr deutsch-englischen Fortbildungsschule.

(German English Academy)

Im letzten Februar wurden an die verschiedenen Gemeinden Probeprogramme für einen Jugendvereinsabend, der zugunsten unserer Schule abgehalten werden sollte, geschickt. Als Resultat haben nun eine Reihe von Gemeinden größere und kleinere Summen, die auf diesen Jugendvereinsabenden als freie Kollekte gehoben wurden, eingesandt. Diesen lieben Helfern und Spendern möchten wir hiermit unseren herzlichen Dank aussprechen. Wir erwarten von den anderen Gemeinden und Gruppen, die den Abend noch nicht abgehalten haben, ebenfalls ein wohlwollendes Verhalten zu unserer Bitte, und daß wir in nächster Zukunft auch von ihnen hören.

Das Schuldirektorium.

Eine Antwort auf die Aufforderung von Br. B. B. Jantz, Canada.

Diese Aufforderung sollten alle lesen: Rundschau vom 3. März, S. 2: „Verlorene Söhne" und „Es wird ernst". Dann auch gleich das darauf folgende von Missionar Kuhlmann. Ich stelle in Aussicht, für uns. Blätter, deutsch und englisch, einen längeren Artikel über: **„Die Stellung des Christen zum Kriege"**, mit besonderer Betonung des Wehrlosigkeitsprinzips für das Volk Gottes schon im Alten Testament, geschrieben von einem unserer jungen Brüder in englisch. Im Englischen werde ich es vielleicht etwas abkürzen, und dann ins Deutsche übersetzen. Und dieses so bald ich mal lange genug daheim bleiben kann, von meinen Reisen in den Gemeinden, usw.

Dann wünsche ich, daß alle den Artikel lesen würden über: **„Sit-down Communism"** (Strikes), von Dr. Patmont, im „Defender", März Nummer, S. 24 und 25, und das Folgende auf S. 26. („Defender Magazine, Wichita, Kans., ist die Adresse.)

Gruß,

J. B. Epp.

(Zeitweilig in Beatrice, Nebr., früher Meno, Okla., etc.)

Reise-Allerlei in bunter Folge.

Von E Kuhlmann.

5. Die Judenfrage.

In meine ersten Kindheitsjahre führte die Erinnerung an die Juden in meiner Heimatstadt im Rheinlande. Es waren wohl ein Dutzend Familien am Orte. Mehrere betrieben ein Metzgergeschäft, einer war sogar Schweinemetzger. Von dem hieß es dann: Der ist kein richtiger Jud. Andere hatten Eisenwarengeschäfte und Tabakshandlungen. Nur von einer Familie weiß ich, daß die Glieder derselben wie die meisten der Bevölkerung zur Fabrik gingen. Nie habe ich gehört, daß ein Gegensinn gegen die Juden bemerkbar war. Auf der Schulbank verkehrte man mit den Juden, wie mit anderen. Kam ihr Osterfest herbei, dann gaben die Juz

den freigebig von ihren ungesäuerten Fladden an die Christenkinder, die darum baten.

Als ich 1935 in meine Heimat kam, fand ich dieselben Familien noch alle vertreten. Es war nicht mehr dieselbe Generation, sondern die spätere. Alle ihre Geschäfte waren noch offen, und Kauf und Verkauf nahm seinen Weg, trotzdem von Parteiwegen oft Nachdruck daraufgelegt wurde, nur in deutschen Geschäften zu kaufen. Gespannt war ich ja, wie ich die Dinge finden würde, zumal vor meiner Abreise von New York die dortigen Zeitungen voll von Uebergriffen auf die Juden in Deutschland waren. Es ist nie in Abrede gestellt worden, daß in einzelnen Fällen Uebergriffe vorkamen. Aber, als ich erst einige Tage in Deutschland war, kam eine Bekanntmachung von der Regierung in dem Sinn, daß niemand gegen einen Juden etwas unternehmen dürfe, als nur der Staat selbst, der, wenn nötig, die entsprechenden Gesetze schaffen würde. Mißhandlungen von Juden würden aufs schwerste bestraft werden. Fortan blieb alles ruhig bis heute hinzu.

Als auf dem Parteitag 1935 das Gesetz bezgl. der in Deutschland wohnenden Juden bekannt wurde, ging ein Aufatmen durch viele Kreise. Positiv weiß ich, daß vorher Juden fertig waren, Deutschland sofort zu verlassen, da sie ein ganz anderes Gesetz erwarteten. Als es aber erst bekannt war, haben die Juden ihre Koffer wieder ausgepackt und erklärten, daß sie unter dem Gesetz getrost bleiben können.

Mehr als ein Jude hat erklärt, daß sie Hitler noch dankbar sein müssen, weil er ihnen gezeigt habe, wer sie seien und wohin sie gehören. Die Einstellung der Regierung zu diesem ganzen Fragenkompler ergibt sich aus folgenden Erörterungen, die aus der Nr. 2 der Hamburger Nachrichten stammen.

„Es wird darauf hingewiesen, daß die Nürnberger Gesetze nach dem Willen des Führers gerade nicht Maßnahmen sind, die den Rassenhaß züchtigen u. verewigen sollen, sondern solche, die den Beginn einer Befriedigung der Beziehungen des deutschen und jüdischen Volkes bedeuten. Hätten die Juden bereits einen eigenen Staat, in dem die Masse ihres Volkes zu Hause wäre, so könnte die Judenfrage schon heute als gelöst gelten. Gerade von den überzeugten Zionisten sei deshalb am wenigsten Widerspruch gegen die Grundgedanken der Nürnberger Gesetze erhoben worden, weil sie einmal wüßten, daß die Gesetze auch für das jüdische Volk die einzige richtige Lösung darstellten, und weil sie ferner wüßten, daß sich das wieder zum Bewußtsein seiner selbst erwachte deutsches Volk damit eben nur die Gesetze gegeben habe, die sich das jüdische Volk schon vor Jahrtausenden gab und die es stark gemacht hätten zu dem völkischen Wunder, sein Blut rein und unverfälscht zu erhalten, obwohl alle seine Glieder unzählige Generationen hindurch inmitten fremden Volkstums gelebt hätten. Für die Juden in Deutschland bedeute die gesetzliche Absonderung auch gesetzlichen Schutz. Sie würden künftig im deutschen Staatsraum innerhalb der Grenzen, die ihnen der Staat gezogen habe, nach ihrer Art leben können. Eine nationale Minderheit im Sinne des Völkerrechts würden sie dadurch freilich nicht. Denn zu einer Nation gehöre auch ein Staat als die äußere Erscheinungsform eines bestimmten Volkstums. Wenn auch in Palästine aussichtsreiche Anfänge zu einem Staat des jüdischen Volkes vorhanden seien, so liege doch die tatsächliche Staatsgewalt voraussichtlich noch lange Zeit in den Händen einer andern Nation, ganz abgesehen von dem zahlenmäßigen Ueberwiegen des arabischen Volkes. Die Juden seien also in Deutschland eine völkische Minderheit, nicht eine nationale im völkerrechtlichen Sinne. Das jüdische Gastvolk, dessen Angehörige wenig über ein Hundertfaches deutschen Wirtsvolkes ausmachen, würden fortan politisch, kulturell u. vor allem biologisch vom deutschen Volk geschieden. Wenn heute Deutschland durch gesetzlichen Zwang die Juden auf arteigenes Leben hindränge, so werde der Rassenhaß schwinden, und es werde an seine Stelle auf beiden Seiten das gesunde, von leidenschaftlichen Affekten freie Gefühl des gegenseitigen Fremdseins treten. Diese klare und kühle beiderseitige Erkenntnis allein könne ein Gewähr bieten für ein erträgliches Zusammenleben der beiden Völker im selben Staatsraum."

Hierzu urteilt der auch im Ausland nicht unbekannte Schriftleiter den „Allmanzblatt" folgenderweise: „Diese grundsätzlichen Ausführungen" sind, wie die Leser finden, so bedeutsamer Art, daß sie in ihrem Kern hier festgehalten zu werden verdienen. Die hier geredeten Worte von dem Beginn einer Befriedigung der Beziehungen des deutschen und jüdischen Volkes und vom „Schwinden des Rassenhasses" können von jedem Deutschen, der gleichzeitig ein Christ ist, nur mit herzlicher Zustimmung gelesen werden. Und das denke ich auch. Ich hatte Gelegenheit, kurz mit einem gläubigen Juden zu sprechen, der zu mir sagte: „Was wir durchmachen, drückt mich nicht, das ist Gottes Führung und gut für mein Volk."

Tatsache ist es auch, daß seit jenem Nürnberger Gesetz nie wieder von einem Druck gegen die Juden was zu hören gewesen ist. Deutschland hatte vor dem Kriege etwa 600,000 Juden, jetzt sind es noch immer über 500,000. Es sind also nur wenige aus- oder abgewandert. Freilich haben viele ihren Beruf verloren, da der deutsche Staat den Juden nur eine prozentuale Beteiligung an den einzelnen Berufen zugesteht. Das ist sehr gut erklärlich und verständlich. Als nahezu 7 Millionen Deutsche ohne Arbeit waren, hatten die Juden alle gute Stellungen! Mit dem Beginn der neuen Regierung wurden allerdings die meisten Juden aus ihren Stellungen gebracht, besonders den regierungsamtlichen, wo sie sich fest eingenistet hatten. Wie schon früher bemerkt, rannten auch viele Tausende gleich nach Hitlers Machtergreifung ins Ausland. Das waren aber meistens Juden, die nach dem Krieg aus dem Osten (Rußland und Polen) eingewandert waren und in kurzer Zeit sich in Deutschland bereichert hatten. Diese sind es auch, die die maßlose Hetze gegen Deutschland eröffneten und bis heute führen.

Persönlich habe ich mich zuerst garnicht in die Handlungsweise unserer Regierung finden können. Wenn man aber mit den Leuten in Deutschland spricht, wundert's mich nicht mehr. Besonders auch unter den Mennoniten in Ostdeutschland ist eine starke Abneigung gegen die Juden, weil sie eben unter den betrügerischen Methoden der jüdischen Viehhändler und Geldverleiher schwer zu leiden hatten. Das ist nun alles anders. Obendrein kann der Jude sein Geschäft ausüben, freilich, es ist für ihn nicht mehr so leicht wie früher, ein gutes Geschäft zu machen. Fraglos sind auch sehr viele in Not gekommen. Doch kann man das auch so ansehen, daß es eine gerechte Vergeltung ist, denn als die Deutschen in Massen in Not waren, ging es den Juden gut. Jetzt ist es teilweise umgekehrt.

Oefter wurde ich gefragt: Wird den Juden aller Besitz fortgenommen?, darauf kann ich antworten, daß ich davon nirgends was gehört oder eine Spur gefunden habe. Genau so ist es auch mit der Frage, ob die Juden verhungern müssen. Nein, sie brauchen nicht mal zu hungern, denn auch für arme Juden besteht eine Hilfsaktion, ähnlich der Winterhilfe, und sie steht auch unter staatlichem Schutz. Das ist allerdings Tatsache, daß sehr viele Deutsche so stehen: Hinaus mit den Juden aus Deutschland! Da muß aber auch festhalten, daß dies nichts Neues ist. Eine antisemitische Bewegung hat es schon immer gegeben. Sie hat aber auch ihre Ursache in der Behandlung, die das deutsche Volk von Juden erfahren hat.

Wenn nun zwar auch den Juden ihr Besitz nicht ohne weiteres fortgenommen wird, so ist es andererseits doch Tatsache, daß sie auch nicht mir nichts dir nichts mit ihrem Besitz aus Deutschland auswandern können. Da stellt sich die Regierung auf den Boden, daß die Juden ihren Besitz in Deutschland erwarben und ihn auch dort verwenden sollen. Es ist das zudem eine Maßnahme, die nicht den Juden allein betrifft, sondern jeden Deutschen. Kein Deutscher kann heutigen Tages seinen Besitz in Geld umsetzen und den Erlös dann ins Ausland bringen, ganz einfach aus dem Grunde, weil niemand ausländisches Geld in Deutschland kaufen kann; und deutsches Geld darf nicht ausgeführt werden, was ich ja bereits schon erklärte.

Interessant war mir der Ausspruch eines gläubigen Juden, der als Jude seine Stellung in einem gewissen Betriebe, wo nur Deutsche sein sollen, aufgeben mußte. Er hat das Zeugnis von seinen frühern Mitarbeitern und den Bewohnern des Dorfes, wo er zu Hause ist, daß er ein feiner Mensch ist. Allseitig wird bedauert, daß er so ohne Stellung ist. Ich versuchte, ihm meine Teilnahme an seinem Ergehen zum Ausdruck zu bringen, doch wehrte er ab mit den Worten: „Das macht nichts, das ist gut für unser Volk." Dieser Ausspruch packte mein Herz. Im übrigen wird für jüdische Arbeitslose ebenso gesorgt vom Staat wie für Deutsche.

Nun noch etwas über die Judenfrage, wie ich ihr in Amerika begegnet bin, vornehmlich in New York. Als ich im Juli dort ankam, war des Fragens auch dort kein Ende nach der Lage der Dinge in Deutschland. Weil ja New York die größte Gruppe von Juden in der Welt besitzt, so kam es von selbst immer wieder zu allerlei Fragen. Weil es ja nun einmal Tatsache ist, daß in Deutschland vielerorts zu lesen ist: „Juden sind nicht erwünscht!" „Ein Deutscher kauft nicht bei Juden!" „Juden heraus!", war es mir umso erstaunlicher, als ich erfuhr, daß es so etwas in den östlichen Staaten von U.S.A. schon vor dem Kriege gab. Auf Befragen hin wurde es mir auch in Massachusets bestätigt. An der atlantischen Küste entlang war es in vielen amerikanischen Badeorten den Juden verboten, zu baden! Viele Hotels nahmen Juden nicht auf, und das besteht heute noch, und dann regt man sich in Amerika über Deutschland auf, das Jahrhunderte hindurch viel Unbill durch skrupellose Juden erdulden mußte! Mehr als einmal habe ich auch auf die Behandlung der Schwarzen in südlichen Staaten hingewiesen, die in eigenen Wartesälen und Eisenbahnwagen sich aufhalten müssen. Ist das nicht auch Rassenverachtung? Da gäbe es noch so manches anzuführen. Doch geht es mir hier nur darum, einen kleinen Beweis dafür beizubringen, wie heuchlerisch man oft über andere leichtfertig urteilt und sitzt doch in derselben Patsche oder, wie ein Sprichtwort sagt: „Wer im Glashaus sitzt, werfe nicht mit Steinen!"

Mehrere Male traf ich auf meinen Reisen mit Leuten zusammen, die nicht deutscher Abkunft waren, und sich höchst abfällig über die Handlungsweise der Juden beklagten. Zuletzt war es ein Missionar, der übrigens ein Herz für das arme Volk Israel hat, aber ihre Geschäftsmethhode sehr verurteilte. Er gab folgendes konkretes Beispiel aus eigener Erfahrung. In einem jüdischen Geschäft wollte er ein Oberhemd kaufen. Das Muster gefiel ihm, aber er fand nicht die passende Halsweite. Der jüdische Verkäufer hielt sich aber unbeirrt dabei, ihm zuzureden, daß das Hemd ganz genau für ihn passe. Das sei eine Handlungsweise, wie sie nur der Jude bezeige, war d. Urteil des Mannes. Selbstverständlich nahm er das Hemd nicht; doch meinte er, daß es aus solchem Gebahren leicht verständlich sei, warum so viele Menschen Verachtungs- und Haßgefühle gegen die unehrlichen Juden hätten.

Außer Frage sind nicht alle so; aber wie es im Leben so geht: Die Unschuldigen haben noch immer mit den Schuldigen leiden müssen.

Folgende Notiz fand ich in diesen Tagen in den „Deutsch-Chinesischen Nachrichten" aus Tientsin:

„Nach der heutigen „Daily Mail"

beratet der Palästina Ausschuß, der augenblicklich in London sitzt (Anfang April) über zwei Vorschläge. Der eine sieht die Teilung des Landes in zwei selbständige Teile vor, den arabischen und den jüdischen. Der andere Plan ist die Schaffung zweier voneinander unabhängiger Staaten, der eine ist der unter eigener Verwaltung stehende jüdische Teil, der andere arabische Teil wird wahrscheinlich mit Trans-Jordan vereinigt werden.

Für Jerusalem werden aus kulturellen Gründen und für Haifa aus strategischen Gründen besondere Bestimmungen vorgesehen. Der jüdische Teil würde nach diesem Plan aus der Hälfte Palästinas, wie es jetzt ist, bestehen; er würde das Küstengebiet von Arca im Norden bis nach Gaza im Süden und nach Osten bis zum Galiläischen Meer umschließen und würde groß genug sein, eine Million jüdischer Ansiedler unterzubringen. Es ist nicht zu erwarten, daß vor Ende April eine Entscheidung getroffen wird."

Jedem Forscher des prophetischen Wortes muß diese Nachricht neuen Gedankenstoff geben. Offensichtlich spitzen sich die Dinge in der Welt immer mehr zu. Dazu tragen auch die Vorgänge in der ganzen Welt im Blick auf die Juden bei, daß allmählich die Lage geschaffen wird, daß das Volk Israel ins Land seiner Väter zurückkehren wird und muß. Interessant ist die Mitteilung noch im Blick auf den vorhin angeführten Auszug aus den „Hamburger Nachrichten". Wenn also die Juden als eigener Staat wieder gelten, wird ihre Stellung auch unter den andern Völkern eine andere, was ja auch das Nürnberger Gesetz erkennen läßt.

Jedenfalls sollten wir Kinder Gottes alle Vorgänge, die die Juden irgendwie betreffen, aufmerksam beobachten. Auch sollten wir gleichzeitig vorsichtig sein, in welcher Weise wir evtl. Einstellungen den Juden gegenüber beurteilen oder bewerten.

Schließlich sei noch eine neuere Verfügung betreffs der jüdischen Jugend in Deutschland erwähnt.

„Was die jüdischen Schüler angeht, so sei bemerkt, daß sie sich in Jugendbünden ähnlich wie die Hitlerjugend zusammenschließen können. Sie haben dann wie jene eine einheitliche Tracht, nämlich graue Westen und blauweiße Fahnen. Für den Landjahrdienst (den jeder junge Deutsche leisten muß, unbekümmert ob reich oder arm) kommen jüdische Schüler nicht in Frage. Wo es angeht, werden die jüdischen Kinder in eigenen Schulen zusammengefaßt. (Ich sah übrigens in Berlin persönlich eine jüdische Schülerklasse geschlossen durch die Straßen Berlins marschieren, was beweist, daß keine offene Verfolgung der Juden vorliegt. Kuhlmann.) Dies ist jedoch nur in wenigen Fällen möglich (aus Mangel an größerer Anzahl jüdischer Kinder). Es müssen daher die jüdischen Schüler in die Schulklassen der bodenständigen Schüler eingeteilt werden. Es bestehen strenge Vorschriften, die den arischen Schülern strickt verbieten, ihre jüdischen Mitschüler aus rassischen Gründen in irgend einer Weise zu hänseln oder zu belästigen".

Das ist also die Einstellung der geschmähten Hitler-Regierung zu den Juden. Freilich, mancher wird sagen: „So lautet es auf dem Papier, aber die Wirklichkeit ist anders." Es mag das auch sein, aber wir beschäftigen uns hier nicht mit den Ausnahmen, sondern mit der prinzipiellen Einstellung der deutschen Regierung zu den Juden. Und ich bin persönlich von dem aufrichtigen Willen der höchsten Regierungsstellen in diesen Fragen überzeugt.

Schwer wird es ja einem, ein Blatt, wie der „Stürmer" zu lesen, der aber nicht nur die Juden angreift, sondern auch das Christentum. Und das ist ein anderes Kapitel, worüber auch noch manches zu sagen ist. Wir haben eben in Deutschland schon seit Jahrzehnten eine sehr starke antichristliche Bewegung, die allerdings unter der jetzigen Regierung noch schärfer hervortritt. Aber ist es nicht dasselbe in der ganzen Welt? Wie haben sich die Dinge z.B. in dem toleranten Amerika geändert, und das Schlimmste kommt noch. Dazu braucht man nicht Prophet zu sein, um das vorher zu sagen. Alles miteinander zeigt uns aber nur zu deutlich, wie weit die Zeit vorgeschritten ist, sodaß wir uns ob keinem dieser Vorgänge zu verwundern brauchen.

Erlösung durch Liebe.
(Anstatt durch den Glauben)

Abraham „liebte" Gott, und das ward ihm gerechnet zur Gerechtigkeit. Wie klingt das einem Kinde Gottes, das durch den Glauben erlöst ist? Und doch hören wir immer mehr Predigten darüber, daß wir „durch Liebe" erlöst werden können. Texte, die garnicht von Erlösung handeln, werden dazu gewählt. Z. B. 1. Kor. 13, 13: „Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, und die Liebe ist die größeste unter ihnen". Während die Prediger „der alten Schule" lehren, daß wir „durch den Glauben" selig werden, lehren viele der neuern (die ja doch den alten weit voraus sind!) daß wir „durch Liebe" zur Seligkeit gelangen. Die heutige Menschheit hört wohl lieber eine Rede über Liebe.

Aber die Lehre v. d. „Erlösung d. Liebe" widerspricht nicht nur dem ganzen Römerbrief, sondern allen Episteln — ja der Lehre der ganzen Bibel. Abraham, der Vater des Glaubens, „glaubte, und das ward ihm gerechnet zur Gerechtigkeit."

1. Kor. 12 spricht v. d. Geistesgaben, die denen gegeben sind, die schon erlöst sind — zum Aufbau des Leibes Christi (bestehend aus Erlösten); und Kap. 13 ist Fortsetzung davon; und spricht also garnicht v. Seligwerden. Wenn wir durch's Gesetz selig würden, dann wäre Raum für die Liebe, u. dann wäre sie wohl die größte Macht. Denn Liebe ist eine Macht. Und „die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung". In Spr. Salomos heißt es: Wer das Gesetz hält ist weise" — weiter kann die Liebe den natürlichen Menschen nicht bringen. Erlösen kann sie nicht.

Die Frage: „Was muß ich tun, daß ich selig werde?" wird in der ganzen Bibel immer wie folgt beantwortet: „Glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst du selig." (all bekannt)

Die Lehre von der „Seligkeit d. d. Liebe", ist deshalb eine der vielen menschlichen Erfindungen, und dazu wohl die allergefährlichste! Weil es so schön klingt. Es ist dieses die schlimmste Entstellung des wahren Evangeliums, die dem Schreiber bekannt ist.

Aber — lehrt nicht der Apostel Jakobus „die Rechtfertigung durch Werke"? Und zusammengenommen mit 1. Kor. 13 wären es Liebeswerke; aber dennoch sind es Werke, Tun, Gesetz!. Und — widerspricht Jakobus nicht schnurstracks dem Apostel Paulus, der „die Rechtf. aus dem Glauben" lehrt? Und — beide „reden durch denselben Heil. Geist"? Und — sagt nicht Jesus selbst: „Tue das, so wirst du leben"? Alles Widersprüche!? — und d. allerschlimmsten Art!?

Um aus diesem großen Dilemma herauszukommen, lehren manche Prediger der „neuen Schule", daß die Bibel ja ganz voll Widersprüchen ist; weil sie eben ja nur teilweise Gottes Wort ist (sagen sie). Drum ist ja nichts anderes zu erwarten, als viele Widersprüche. Und diese Lehrer und Prediger freuen sich zu den Widersprüchen; denn dieses gibt ihnen das erwünschte Recht, zu wählen, was jedem am besten „in seinen Kram" paßt. Ihr Motto ist (sehr friedlich und brüderlich!): — „Wollen nicht streiten über die Lehren der Bibel; wollen einander „in Liebe" tragen". Und „laßt doch jeden glauben, was er will".

Manche wählen natürlich vor allem die Worte Jesu: „Tue das". Diese lehren dann auch vielfach, daß es wenigstens zwei Wege zur Seligkeit gibt: Einen d. d. Glauben an das Blut; der andere, „durch Werke" — nach den Worten Jesu (?) u. nach Jakobus (?) Jesus, der Meister, der „Sohn Gottes" sagt ja doch, „tue". Und — von dem „Glauben" redet ja doch nur der Paulus, ein Jünger. „Und der Jünger ist doch nicht über seinen Meister"? Wenn wir („altmodischen") für uns den Weg durch das Blut" wählen — schön! das ist unsere Sache; wir haben ja alle freie Wahl! Aber sie wollen nicht den Weg der „alten, überlebten, heidnischen, und so unschönen, Blut-Religion. Es liegt ja nicht an dem, was man glaubt (sagen sie); sondern daran, daß ein jeder aufrichtig ist in seiner Religion.

Nein — es ist nur ein Weg zur Seligkeit, und zwar der „durch den Glauben an den Herrn Jesus Christus und sein vergossen Blut." Und die ganze Bibel ist das inspirierte Wort Gottes. Und — da ist absolut kein Widerspruch zwischen Paulus und Jakobus. Man lese nur den ganzen Jak. Brief. Paulus und Jak. stimmen ganz genau. Und — am allerwenigsten widerspricht Jesus der Lehre der übrigen Bibel, was die Lehre von „der Seligkeit d. d. Glauben" betrifft.

Der Raum erlaubt es nicht, das obige hier alles zu erklären; es ist ja dieses auch so oft erklärt worden. Wer nur „Augen hat zu sehen."

Die Zahl dieser „blinden Blindenleiter" nimmt aber stark zu. Die meisten der heutigen Prediger und Bibellehrer haben wenig die Bibel selbst stud.; aber: Philosophie, Sprachen, Literatur, öffentliches Reden, logische Beweisführung, Psychologie und dgl. Die Bibel wird meistens nur noch als Nachschlagebuch benutzt, wo man passende (!?) Zitate finden kann, seine (eigene) Ansichten und Lehren zu beweisen. Diese ihre Bildung befähigt sie vortrefflich, ihre Lehren und Ansichten sehr annehmbar vorzutragen. Und die meisten Zuhörer sind noch weniger bekannt mit dem Buch der Bücher; und dazu sind viele in High Schools und Colleges vorbereitet, gerade solche logische (?) „Vorträge" aufzunehmen und zu schätzen. Sie hören sie viel lieber als die „alte" Predigt. Ueberhaupt ist ja der natürliche Mensch mehr angelegt für vernunftmäßige Lehren, als für die Predigt vom Glauben. Darum ist es so überaus leicht, heute eine Gemeinde oder andere Zuhörer mit „irgend einer menschlichen Lehre" tief zu interessieren und zu gewinnen. Die hunderte von verschiedenen Religionen, Denominationen und Kulte beweisen das.

Die Lehre der Bibel, so wie sie die „alte Schule" lehrt, ist kurz folgende: „Aus Gnaden seid ihr selig geworden, d. d. Glauben", und zwar Glaube an das vergossene Blut Jesu Christi, vergossen auf Golgatha zur Tilgung unserer Sünden. Und wer dieses von ganzem Herzen glaubt, und Ihm vertraut als Erlöser, der wird selig werden.

Dann — darnach „wird die Liebe Gottes ausgegossen in unsre Herzen." Dann — darnach sind wir erst befähigt, ein Glaubensleben zu führen „in der Liebe". Die Liebe wird den lebendigen Glauben beweisen (Jakobus). Aber die Seligkeit ist durch den Glauben!, (Paulus) — nicht durch die Liebe.

Wo man diese Grundlehre (sonst so allgemein bekannt!) mißversteht, da wird und muß ja alles verkehrt sein. Es bricht einem fast das Herz, diesen (verkehrten) Liebepredigern zuhören zu müssen, d.h., die die Liebe ganz auf die verkehrte Stelle hinsetzen. Und noch trauriger ist es, sehen zu müssen, wie die unwissenden Menschen (obzwar viele hoch gelehrt sind — ich meine geschult) irre geleitet werden. Nach Liebepredigern jucken dem Menschen die Ohren.

Und wer sagt, daß wir Mennoniten hiervon ausgeschlossen sind! Sind unsere Leute unempfindlich für solche Lehren?

Wir danken Gott für die lieben Prediger und Lehrer, die noch treu zum Worte stehen. Aber wir sind höchst betrübt über die stark zunehmende Zahl der falschen Lehrer und Prediger, die „nebenein schleichen". Auch sind wir betrübt über das (scheinbar) so schwache Unterscheidungsvermögen seitens mancher Prediger und so vieler Gemeindeglieder. Sonst würden solche Verführer nicht so vielfach zulassen — sogar angestellt werden, in Gemeinden und

Schulen. Um des (1.) Friedens willen schweigen viele, und „drücken ein Auge zu". Aber was für ein ungeheures Gericht bringt man dadurch auf sich! Hier kann von Frieden keine Rede sein. Hierher gehört das „Schwert", wovon Jesus zu seinen Jüngern spricht. Die Zuhörer, resp. die Gemeinden, sind viel zu leicht befriedigt; wenn nur „etwas Neues" gebracht wird, und wenn der Redner interessant ist. Und wenn er dann noch öfter mal zwischenein ein Bibelwort hineinbringt (wenn es auch vielleicht garnicht dahin paßt); wenn er dazu noch einige Ermahnungen bringt, und vor allem von der Liebe redet, und recht freundlich und liebevoll ist, — dann ist alles gut. Darum finden auch diese Menschen, welche die „Erlösung durch Liebe" predigen (und ähnliches) so leicht Eingang, und werden immerfort geduldet — auch bei uns.

Eine andere Ursache, warum solche Entstellungen geduldet und sogar erwünscht sind, ist die, daß viele Gemeindeglieder nicht wahrhaft biblisch bekehrt sind; deshalb sind sie so ganz zufrieden mit diesem „Liebes"-Evangelium. Und es ist anzunehmen, daß sogar manche Prediger nicht recht bekehrt sind, sonst würden sie nicht solch verkehrtes Evangelium bringen, oder es auf ihrer Kanzel erlauben.

Möge Gott uns die Augen öffnen!

Einstehend für die reine, biblische Lehre, Euer

J. B. Epp.

Beatrice, Nebr.

Korrespondenzen

Lostwood, N. Dak.

Auch im vorigen Jahre hatten wir wieder eine schlechte Ernte der Dürre wegen, und doch müssen wir sagen: Es geht uns gut, und der liebe Herr Gott hat uns reichlich gesegnet in mancherlei Weise, und wir sind gesund.

Wir sind noch immer auf dem Kampfesplatze und können mit Paulus sagen: Haben Glauben gehalten bis auf diese Stunde. Man hört ja manches wider den Glauben an Jesus Christus; man schreit, schreibt und schimpft, und doch bleibt Jesus der, den Gott uns gegeben zum Opfer für unsere Sünden.

In der lieben Rundschau ist auch viel die Frage verhandelt worden: Kann ein Kind Gottes verloren gehen? Mir will's so scheinen, daß man einen zu großen Kreis um diese Frage zieht. Möchte da nur eine Frage stellen: Wenn ein Sünder sich bekehrt, hat der liebe Gott ihm seine Sünden vergeben, die er bis zu dem Augenblicke begangen hat, oder für die ganze Zeit seines Lebens? Von wem spricht die Schrift wenn sie sagt: Wir fehlen alle manigfaltig! Und von wem spricht er in Hebr. 6, besonders 4, 5 und 6?

Wir möchten gerne nach einer Gegend gehen, wo Glaubensgeschwister sind? Im nördlichen Minnesota sollen gute Gelegenheiten zum Ansiedeln sein. Würden sich noch mehr Glaubensgeschwister finden, die auch hin wollten, damit wir da, wenn keine Gemeinde ist, eine gründen könnten? Ich weiß von einem Orte, da schon mehrere Gläubige sind und man kann da besonders günstig kaufen.

A. P. Harder.

Namenverwechselung.

Von Zeit zu Zeit kommen in der Rundschau Artikel mit der Unterschrift „P. Kornelsen". Nun finde ich auf meinen Reisen, daß man mir diese Artikel zugeschoben hat, da die Leser wohl nicht wissen, daß ich mich stets „Peter Joh. Kornelsen" unterschreibe. Der genannte Schreiber hatte seiner Zeit auch einen Artikel über das Seufzen und Harren der Kreatur geschrieben, mit dem nicht alle übereinstimmten, und fälschlicher Weise stellte man mich darüber zur Rede.

Also, Ihr lieben Leser, merkt es Euch, die von mir geschriebenen Artikel führen immer meinen Namen, wie ich mich unterschreibe Peter Joh. Kornelsen. Die erschienenen Artikel von P. Kornelsen stammen nicht aus meiner Feder. Ich gehöre auch zu denen, die da schlachten und essen, wie es uns laut 2. Petri 2, 12 erlaubt ist.

Grüßend,

Peter Joh. Kornelsen.

470 McDermot Ave., Winnipeg.

Winkler Man.

Der Bergthaler Chor in Winkler, unter Leitung von Korn. H. Neufeld, sang Sonntag, den 11. April in der Bergthaler Kirche das Oratorium „Zion" von Fearis, begleitet von 2 Orgeln, Violine und Cello. Orgel eins wurde vom Chororganisten, Frl. Evelyne Friesen, bedient, Orgel zwei von Henry Enns, Rosenfeld; Willie Enns spielte die Violine und Pete Enns das Cello. Letztere drei sind leibliche Brüder und sind mit ihrem Vater Dav. Enns in Manitoba vielen bekannt als Musikanten. Die Kirche war speziel dekoriert mit Bibelsprüchen, die über Zion handeln. Die Kirche war so voll, daß viele zurückgehen mußten, da der Raum zu klein war. Es wurde eine freie Kollekte für das Winkler Hospital gehoben, bei welcher Gelegenheit der Präsident des Hospitals, J. J. Enns, eine warme Ansprache hielt. Pred. J. J. Siemens schloß die große Versammlung mit bewegten Worten.

Auf Bitte wurde das Oratorium am 6. Mai noch einmal gegeben, mit demselben Erfolge als das erste Mal.

„Zion muß größer werden!"

Einer, der durch Zion und den Vortrag gesegnet worden ist.

Reiseplan.

(J. H. Voth)

Winnipeg	9. — 15. Mai
Saskatoon	16. — 17. "
Aberdeen	18. — 19. "
Dalmeny	18. — 19. "
Hepburn	22. — 23. "
Waldheim	24. — 23. "
Laird	26. — 27. "
Bruderfeld	28. — 29. "
Borden	30. — 31. "
Mullingar	1. — 2. Juni
Glenbush	3. — 4. "
Fairholme	5. — 6. "
Maidstone	7. — 8. "
Neu-Hoffnung	9. — 10. "
Watrous	11. — 12. "

Also, dies ist der Reiseplan für die kommenden Tage für Winnipeg und den Rosthern-Distrikt. Wir empfehlen uns der gläubigen Fürbitte aller Geschwister für diese verantwortliche Arbeit.

Ferner möchten wir mitteilen, daß wir in den nächsten Tagen unsere Kabinen bestellen müssen auf dem Schiffe, das uns nach dem Auslande bringen soll, indem die Schiffspassage längere Zeit im Voraus bestellt werden muß. Also heißt es, eine definitive Entscheidung zu treffen. Auch darin bedürfen wir die Gebetsunterstützung der lieben Geschwister.

Dann ersehen wir aus Briefen, (wir hatten deren sieben letzte Woche von Indien von lieben amerikanischen und indischen Geschwistern), daß die Arbeit das Kommen von mehr Verstärkung von der Heimat an Arbeitskräften erheischt. Besonders da nun das Feld an Größe sich fast verdoppelt hat.

Schw. Voth und der Schreiber haben eine innige Bitte an alle lieben Geschwister und Missionsfreunde. Eine sehr große Notwendigkeit in Deverakonda ist ein Gotteshaus zur Versammlung der Gläubigen und Heiden zu den Gottesdiensten. Haben uns bisher im Missionshause versammelt. Aber für die vielen Christen müssen wir unbedingt ein Gotteshaus haben. Wer will uns helfen? Auch die kleinste Gabe ist willkommen. Einige Geber haben schon Beiträge beigesteuert. Die lieben indischen Christen haben auch versprochen, Opfer zu bringen dafür, auch indische Nichtchristen wollen mithelfen. Doch allein sind sie noch zu schwach. Welch ein Vorrecht, an dem Bau eines Bethauses im Heidenlande mithelfen zu können. Missionar Abraham Friesen von Rußland sagte, als er zum letzten Mal im Jahre 1913—14 Indien besuchte: „Das erste Geld für das Nalgonda Gotteshaus wurde von der Gemeinde Bingham Lake, Minnesota, geopfert." Wie schön, als Gemeinden, oder als einzelne Geber an solch einer herrlichen Sache teilzunehmen! Und das Bewußtsein zu haben: Auch ich habe etwas beigetragen zum Aufbau eines Gotteshauses in Indien.

Pred. Theodor Epp, Meno, Okla., (Sohn des bekannten Pred. J. B. Epp), diente kürzlich in mehreren Gemeinden in Kansas. Er hat gegenwärtig keine Gemeinde. Gastweise dient er öfters in Giltry, Okla., und in anderen Gemeinden in Okla. und Kansas. Auch dient er öfters, stellvertretend, am Radio in Enid, Okla. (KCRC, 11 bis 11.30 Uhr vormittags, am Sonntag 12.30 bis 1.00 Uhr.)

Anders, ganz anders.

Anders, ganz anders ist manches geworden, seit jenen Tagen, wo sich mir obiger Ausdruck einprägte.

Es war der Ausdruck einer „Tante" in meiner alten Heimat, mit der ich als Jüngling und junger Mann oft zusammentraf. Ganz klar steht sie mir noch vor Augen. Ich seh im Geiste, den Gesichtsausdruck, höre den Ton ihrer Stimme, der sehr verschieden sein konnte, je nachdem es anders war, wenn sie entweder sagte:

„Joa Lied, daut wea doch freaja aundasch, gaunz aundasch", oder: „Daut es doch nu aundasch, so aundasch."

Ich merke, der geneigte Leser teilt mit mir den stillen Verdacht, daß wohl das, der Vergangenheit geltende „gaunz aundasch" mit „besser" zu übersetzen ginge, und das, der Gegenwart geltende, „so aundasch" mit „schlechter". Ja, ja, so war's wohl gemeint.

Doch lassen wir die Tante. Wenn sie noch lebt, hat sie bis heute gewiß noch vieles „so aundasch" gefunden, und ist sie heimgegangen, aus dem sog. Sowjetparadies, in das Wirklikeit versetzt worden, dann wird sie dort beim Anblick der nie geahnten Herrlichkeit, in Staunen ausgerufen haben: „Daut es hiea oaba doch aundasch, gaunz, gaunz aundasch!"

Circa dreißig Jahre sind darüber verrauscht und, wie oben gesagt, ist auch bei mir manches anders geworden. Damals gürtete ich mich selbst und ging, wo ich hin wollte. Heute gürtet mich ein anderer und läßt mich überhaupt nicht gehen; ich sitze schon acht Wochen im Bett. Das ist anders! Ob nun „so anders" oder „ganz anders", will ich nicht unterscheiden. Ich weiß nur, wenn ein Bein in Gips liegt, daß es dann viel anders ist, als wenn man gehen kann. Ich hatte aber nicht vor, einen Bericht von mir zu schreiben, sondern mehr etwas Allgemeines.

Als guter canadischer Bürger müßte man da wohl beim Wetter anfangen. „Nice day" könnte ich heute aber wirklich nicht sagen, denn es ist heute anders, ganz anders. Schon seit Mitternacht tobt es in meinem Bein und draußen um die Wette, und es sieht mir noch garnicht sehr nach Aufhören. Wenn der Wind bei uns aus dem Osten kommt, dann ist es immer anders, ganz anders.

Ueberhaupt ist es hier in Ontario, resp. Leamington, in diesem Jahre ganz anders gewesen, als im vorigen. Ich meine, was den Winter und den Uebergang vom Winter zum Frühling anbelangt.

Der Winter 1935—36 war für Ontario, wie hier die Alteinsässigen sagten, ein Ausnahmewinter. Wie ein verirrter Wolf war er hier in ein Gebiet hineingeraten, wo er garnicht hingehörte. Aber er tat, als ob er zu Hause sei. Mit unerhörter Keckheit wirtschaftete er hier herum, daß den Leuten weder Ohren noch Nasen sicher waren. Außer den Kohlenhändlern wünschten ihn wohl alle weg. Als er dann Mitte Februar einmal von dem Junker Frühling angegriffen wurde, schnaubte er furchtbar drauflos. Er warf dem jungen Frühling, der sich so über die Grenze gewagt hatte, die Augen so voll Schnee, daß der für lange Zeit nichts sehen konnte, Dann gab es im März noch einmal einen Tag heißen Ringens um die Herrschaft. Unbarmher-

zig gingen die beiden gegeneinander. Mit allen Waffen wurde gekämpft. Den ganzen Tag währte der Kampf und Abends weinten sie beide.

Noch kurze Zeit herrschte nach dem Tage doch der Alte, dann kam der Frühling noch einmal. Zwei Verbündete hatte er mitgebracht. Südwind und Sonne waren es. Sehr rasch wurde jetzt der Natur das weiße Kleid ausgezogen. Dem Alten brach der Schweiß aus allen Poren. Da wurde ihm angst. Rasch raffte er seine Schleppe zusammen, schaute sich noch einmal mißtrauisch um und verließ fluchtartig das Feld.

Die Schlappe scheint so gründlich gewesen zu sein, daß dem Alten in diesem Jahre angst war, sich hier festzusetzen. Wir haben Winter gehabt, aber es war doch anders, ganz anders.

Sehr brüderlich haben Winter und Frühling die Wintersaison über zusammen gewirtschaftet. Wir haben kalte Tage gehabt, aber, ich glaube, mehr schöne.

Darum ist nun auch der Uebergang vom Winter zum Frühling in diesem Jahre anders, ganz anders. Wo zwei in Frieden zusammen wirtschaften, da muß auch die Trennung friedlich sein.

Wir wissen aber, daß es auch einen Scheinfrieden gibt. In der letzten Woche scheint es mir so, daß der alte Winter sich doch bei all dem Friedlichscheinen etwas geärgert hat. Er hat sich eine fromme Kappe aufgesetzt und unter dieser Frühlingsmaske schickt er in letzter Woche nun schon zum dritten Mal so ein Wetter ins Land, das den Farmern garnicht sehr gefällt. Sie warten auf schönes Wetter. Uebrigens hat die Feldarbeit schon begonnen.

Während ich hier schreibe über das Wetter, hat sich dasselbe draußen gelegt und es ist gleich anders, ganz anders. Nun, wir wünschen dem Frühling einen guten Erfolg in seiner Arbeit und einen wohlwollenden Sinn. Es ist doch ein angenehmes Gefühl, wenn wir erst Frühling haben. Ueberall ist neues Leben. Es ist wirklich anders, ganz anders. Die Tulpen sind schon längst aufgegangen, das Gras grünt schon sehr. Und dann die Vögel. Wie sie ihren Schöpfer loben. Ueberall Frühling!

Frühling in der Natur ist schön. Frühling im Herzen ist besser. Wer letzteren hat, hat doppelten Genuß. Bei dem ist es anders, ganz anders.

Paulus schreibt an die Korinther: Darum, ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur. (So ist Frühling bei ihm geworden.) Das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden. (Es ist anders, ganz anders.)

O der Winter, der Winter, dieser böse Herzenswinter! Wie hat er in vielen Herzen so ein strenges Regiment! Wie sitzt er auf Stellen so fest unter scheinheiliger Kappe. O, daß doch die Frühlingssonne, das Evangelium von Christo, hineindringen möchte, und dieser Winter hinwegtauen könnte.

Kinder Gottes! Wirket emsig; wirket, weil der Tag noch winkt! Wir haben alle Aufgaben zu erfüllen. Wir tragen alle Verantwortung. Laßet uns schauen mit offenen Augen, dann werden wir sehen, wie Menschen neben uns erfrieren. Gebt ihnen Sonnenschein der Liebe, damit sie auftauen. Es lohnt sich, eine einzige Seele gerettet zu haben. Solcher Seele wartet dann anstatt ewiger Tod — ewiges Leben — ewiger Frühling.

Das ist doch anders, ganz anders!

Abr. Hübert.

Bekanntmachung.

Den 27. und 29. Mai gibt der Jugendverein der Schönwieser Gemeinde im Heimhause, 669 Elgin Avenue, zwei Frühlingskonzerte. Solos, Duette, Männerchor und Musik werden unter Johann Konrads Leitung geboten werden.

Verwandte gesucht.

Möchte gerne erfahren, ob die Frau des verstorbenen Jakob Sawatzky, Mullingar, Sask., meine Cousine Anna, geb. Daniel Eitzen, ist; wenn ja, dann bitte mich doch brieflich zu besuchen. Ich bin eine geb. Maria Joh. Eitzen. Im Voraus dankend,

Frau Ab. Löwen.
R.R. 4, Calgary, Alberta.

Bekanntmachung.

Die Leitung der Gemeinde zu La-Salle ist Br. Abram Fröse, Domain, Man., übergeben worden. Brüder, die in Gemeindeangelegenheiten schreiben, möchten sich dieses merken.

Mission

Yücheng, Honan, China.

Von den 25 Opiumrauchern, welche hier gefangen waren, sind schon fünf frei — wohl gegen Bürgschaft entlassen. Alle sagen, sie sind frei davon, nur dürfen die andern noch nicht heraus. Mehrere davon haben beten gelernt. Einer rühmt sich auch schon des Friedens im Blute des Lammes. Samstag ließ ich ihnen da etliche Bücher zum Lesen, und gedenke, sie heute zu wechseln. Die wirkliche Frucht bleibt abzuwarten.

Vorige Woche Sonntag brachten die Soldaten sechs Räuber aus dem Westen herein zur Stadt; Dienstag 30, und bis zum Schlusse der Woche waren es schon über 100. Alle sind aus dem Westen und Süden. Heute sind die Soldaten in den Norden gegangen. Es sollen in unserm Hsien (County) noch etliche Hundert sein. Die meisten davon sollen Opiumraucher sein. Viele sind aber entlaufen, als sie erfuhren, daß die Soldaten zu ihnen kommen wollten. Einem schossen sie nach, brachten ihn verwundet zur Stadt und marterten ihn schändlich zu Tode, um noch Namen anderer herauszupressen.

Die andern haben sie tüchtig geprügelt, und als sie dennoch nichts herausgaben, wurden sie so angebunden, daß sie nichts tun konnten, und dann wurde ihnen heiße Rotepfeffer-Suppe in Nase und Mund hineingegossen. Dann geben sie schon gerne die Namen der andern bekannt. Bedächten die Leute solches im Voraus, würden sie wohl einen andern Weg einschlagen ,aber es scheint, alle hoffen, den Folgen zu entlaufen. Viele entlaufen wohl auch dem zeitlichen Richter, aber darnach das Gericht vor Gott! Da wird kein Entlaufen möglich sein.

Als Ira und ich letzte Woche in der Stadt Traktate austeilten, hielten wir bei einem Kirchengliede an. Unter anderm erzählte er mir, daß seine Tochter, eine Lehrerin, am Tage vorher von einer Mitschülerin in der Hochschule bei Hsuechowfu ein nettes Buch zugesandt bekommen hatte, mit der Bitte, es ja aber nicht ihrem Vater zu zeigen. Weil sie aber ihres Vaters Beistand im Kämpfen für den Heiland ist, gab sie ihm den Brief zu lesen, ehe sie das Paket mit dem Buche geöffnet hatte. Und er sagte, er würde es lesen, ehe sie es lesen könne. Doch hatte er eine Ahnung, was darinnen sein könne, denn der Author sei ein Russe und es sei ins Chinesische übersetzt.

Als ich letzten Monat auf dem Wege nach Tsaohsien über Liuho fuhr, um da etwas beim Plannen für die Bibelschule zu helfen, traf ich einen Studenten von Tsinan auf dem Zuge. Er war von Tsaohsien und kannte mich. Dieser wollte ein Buch wegstecken, um es nicht sehen zu lassen. Ich fragte ihn, was das Bild auf dem Umschlage sei. Er zeigte es mir und sagte, es sei das Bild eines Traktors, welchen sie in Rußland auf der Farmerei brauchen, weil sie jetzt schon großartige Farmerei treiben. Ich fragte ihn, ob er eine Idee habe, was das Buch sei, und er sagte: „Nein." Ich stellte ihm mehrere Fragen, und er schien die Wahrheit zu sagen. Ich machte ihn dann auf das Gift aufmerksam. Solche Lehre war ihm scheinbar gegenan, denn er sagte, er werde das Buch vernichten.

Hier starb eine alte Frau, welche schon eine zeitlang die Versammlungen besucht hatte, und auch schon beten konnte. Meine Frau besuchte sie noch morgens, ehe sie starb, sie konnte aber schon nicht mehr sprechen. Ihre Tochter, welche vor etlichen Tagen heimgekommen war, sagte, die Mutter habe sie oft gemahnt, sie solle sich bekehren, und mit den letzten Worten habe sie ihre Freude im Herrn kund gegeben. Sie hatte sich ganz in Gottes Willen begeben.

Etliche Tage später kam eine Witwe mit ihren zwei kleinen Töchtern her, und bat uns, für ihre kleine Tochter zu beten, denn die sei krank. Wir sprachen mit ihr und sagten ihr, sie solle sich in Gottes Wege fügen — nicht eigenen, sondern Gottes Willen erflehen. Wir beteten. Sie tat es und war froh. Am andern Morgen kam eine Frau her und sagte, das Kind liege im Sterben. Wir gingen gleich hin, aber es war schon hinüber gegangen. Es war der Mutter schwer, aber sie konnte sich sonderbar fügen. Sie tröstete sich damit, daß das Kind täglich seit etlichen Monaten gebetet habe. Jeden Abend habe sie die ältere Schwester gefragt, ob sie auch gebetet habe, und wenn nicht, solle sie es gleich tun, um besser schlafen zu können. Diese Witwe ist noch nur etliche Monate zu unsern Versammlungen gekommen, scheint aber noch nicht völlig froh im Herrn zu sein, wenn sie auch sonntäglich die 12 Li zufuß geht. Ihr Töchterlein im Himmel ist ihr ein Magnet— oft zieht es sie mächtig dahin.

In den Weihnachtsferien machten wir eine schwere Erfahrung mit unserm zweiten Sohne, Willie. Unser Hund war gerade, ehe die beiden Jungens, Otto und Willie, von der Schule kamen, von einem tollen Hunde gebissen. Er fing an, wemütig zu heulen, welches wir als Beklagen seiner getöteten Mutter bei den Nachbarn ansahen, und wir dachten, er würde sich schon trösten. Doch wurde es immer schlimmer und wir hielten ihn immer angebunden. Als die Jungens heimkamen, warnten wir sie, nicht mit dem Hunde zu spielen. Nach etlichen Tagen hatten Willie und Ira doch mit ihm gespielt. Willie schmierte Jod auf die kleine vom Hunde gebissene Hand und sagte uns nichts, bis wir es nach etlichen Tagen merkten und ihn fragten. Er hatte es ganz vergessen. Jetzt war guter Rat teuer. Ich suchte im Buche und fand, daß Tee von der Schale der Eschenwurzeln helfen solle. Wir machten ihn sofort, aber seine Zeit daheim war zu kurz, um ihm den so zu geben, wie das Rezept es forderte, nämlich dreimal täglich, zehn Tage lang. Wir beteten viel und wurden geleitet, ihn zu senden, aber mit dem Auftrag, der Krankenwärterin es sogleich zu melden. Er hat es auch sofort getan. Es war gerade ein Arzt da, welcher ihn gleich mit nach Hankow nahm, um sogleich die richtige Arznei ihm einzuspritzen. Dann gab der Arzt noch für 13 Behandlungen Medizin mit, welche ihm die Krankenwärterin dann täglich geben sollte. Sein Arm schmerzte ihm ziemlich von der Behandlung, aber jetzt schreiben sie, daß alles gut ansehe. Dem Herrn die Ehre! Und wißt Ihr, wie die Missionsärzte es machen? Die Reiseunkosten und Behandlung beliefen auf $4.20, nach eurem Gelde. Wir preisen den Herrn, der den Menschen solche Weisheit gegeben hat, solche Arznei zu erfinden. Heute, den 26 .Febr., kam ein Brief von Willie, worin er schreibt, daß er gut fühle und schon gut lernen kann.

Auf dem Wege zu den Opiumrauchern kamen uns etwa 30 Kinder entgegen gelaufen. Sie kamen mit bis zur Tür des alten Tempels, wo die Räuber sind. Da mußte ich ihnen ein Lied lehren. Weil es gerade ein Lied war, welches ich den Männern gelehrt hatte, kamen die meisten herzu und sangen mit. Diese Männer singen recht gut, weil fast alle gut geschult sind; sie stammen alle aus wohlhabenden Familien und haben sich arm geraucht, welches ihnen jetzt leid tut. Sie wollen nicht mehr rauchen. Doch hört man, daß etliche, wie auch Trinker in Amerika, wenn sie böse werden, es zum Trotz dann wieder anfangen. Ich habe diese gewarnt vor solchem Trotz. „Der Teufel der Bosheit hat große Gewalt. Er tut manches zum Trotz; gibt wenig Bedenkzeit; reißt aber viele mit ins Elend; und wer sich nicht bekehrt, kann die Ewigkeit mit solchen zubringen." — „Heute ist der Tag des

Die
Mennonitische Rundschau
Herausgegeben von dem
Rundschau Publ. House
Winnipeg, Manitoba
Hermann Neufeld, Editor

Erscheint jeden Mittwoch

Abonnementspreis für das Jahr bei Vorausbezahlung: $1.25
Zusammen mit dem Christlichen Jugendfreund $1.50
Bei Adressenveränderung gebe man auch die alte Adresse an.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe richte man an:
Rundschau Publishing House
672 Arlington St.
Winnipeg, Man., Canada

Entered at Winnipeg Post Office as second-class matter.

Zur Beachtung.

1/ Kurze Bekanntmachungen u. Anzeigen müssen spätestens Sonnabend für die nächste Ausgabe einlaufen.

2/ Um Verzögerung in der Zusendung der Zeitungen zu vermeiden, gebe man bei Adressenänderungen neben dem Namen der neuen auch den der alten Poststation an.

3/ Weiter ersuchen wir unsern Leser, dem gelben Zettel auf der Zeitung volle Aufmerksamkeit zu schenken. Auf demselben findet jeder neben seinem Namen auch das Datum, bis wann das betreffende Abonnement bezahlt ist. Auch dient dieser Zettel unseren Lesern als Bescheinigung für die eingezahlten Lesegelder, welches durch die Aenderung des Datums angedeutet wird.

4/ Berichte u. Artikel, die in unseren Blättern erscheinen sollen, möchte man auf besondere Blätter u. nicht mit anderen geschäftlichen Bemerkungen zusammen auf ein Blatt schreiben.

Heils; heute ist die angenehme Zeit; heute kannst Du dich noch dem Erlöser ergeben — willst Du es tun?

Es ist fast alle Tage dunkel, und ist auch genügend Feuchtigkeit gefallen, so daß alles schön wachsen kann. Weizen, Gerste, Alfalfa und Spinach sind schon aufgegangen.

Aus dem fernen China,
G. T. und Agnes Thießen.

Etwas von meiner Reise.

Die Wege des Herrn sind eitel Güte und Wahrheit. Ps. 25, 10. Es stimmt mich froh, zu wissen, einem Herrn zu dienen, der auch auf die Wünsche seiner Geringsten acht gibt. Schon längere Zeit war es mein Wunsch, meine Geschwister mit ihren Familien in den Staaten zu besuchen, und da die Bundeskonferenz im November in Reedley stattfinden sollte, konnte beides auf einer Reise getan werden. Dieses Vornehmen wurde Gebetsgegenstand und dem Stadtmissionskomitee für Winnipeg vorgelegt. Es erlaubte mir diese Bitte, wofür ich sehr dankbar bin.

Nachdem alles im Heim und Verein geordnet war, durfte ich die Reise am 28. Oktober abends, begleitet von vielen Segenswünschen, antreten. Der Schnee lag schon dick auf den Dächern und Straßen Winnipegs. Im Zuge mit gemischten Gefühlen sitzend, erblickte ich Frau Thießen, die tief betrübt war über den Heimgang ihrer Mutter, Frau Willms. Sie war auf dem Rückwege nach Chicago.

Da sich nur wenige Reisende im Zuge befanden, konnten wir nachts ruhen. Morgens ging's durch Minneapolis, wo sich unsere Bundesstaatmission befindet. Gerne hätte ich die lieben Geschwister auch besucht. In St. Paul mußten wir eine Stunde auf den Zug nach Omaha warten. Auf dem Wege dorthin eilten wir auch durch Bingham Lake, Minn. Hier dachte ich stark an unsere Schwester Sarah Warkentin, jetzt Frau J. Voth. Manche Erinnerungen wurden wach, denn in den früheren Jahren durften wir für kurze Zeit Freude und Leid im Maria Martha-Heim teilen. Durch Minnesota fahrend, sah ich die gut besorgten Farmen mit den wohlgepflegten Vieh- und Schafherden, und die großen Heuhaufen schmückten die Gegend zur Herbstzeit.

Von Omaha, Nebr., ging's direkt nach Los Angeles, Calif. Die Fahrt dorthin war großartig. Der Zug eilte zielbewußt durch Schluchten, Täler und über Brücken und Berge. Bald sah man die Lokomotive zur Rechten in den Tunnel fahren, und dann auch zur Linken in einem Loch verschwinden. Eben waren wir durch, so lag zur Rechten eine hohe Felswand und zur Linken tiefes Wasser, oder auch umgekehrt. Hier dichter Wald und dort sah man, wie Wasser hoch von oben in die Tiefe rollte. Manchmal sah es, als ob die Berge von den Wolken getragen wurden. Nein, die Schönheit der Natur kann ich nicht beschreiben. Wiederholt mußte ich an das Lied denken, welches unsere Schwestern oft im Heim gesungen haben:

Du großer Gott, wenn ich die Welt betrachte,
Die du geschaffen durch Dein Allmachtswort,
Wenn ich auf alle jene Wesen achte,
Die Du regierst und nährest fort und fort,
Dann jauchzt das Herz Dir, großer Herrscher, zu:
Wie groß bist Du! Wie groß bist Du!

Manche der Mitreisenden saßen gedankenlos da u. andern erging es so wie mir. Besonders freute ich mich über ein altes, norwegisches Mütterlein. Sie war so überwältigt von der Schönheit der Natur, daß sie wiederholt stehend und mit gefalteten Händen ausrief: „O God is great!"

Sonnabend, den 31. Oktober, spät abends, erreichten wir Los Angeles. Ueberraschte die Töchter von Onkel und Tante J. W. Neufeld. Es war ja deren Tochter Lenchen, die ich zuerst sehen wollte, denn als in den Jahren 1918 die Bibelschule in Herbert eröffnet wurde mit Lehrer J. F. Harms, waren wir mit dabei. Später durften wir noch gemeinsam wohl zwei Jahre hier in der Missionsarbeit tätig sein.

Der nächste Tag war Sonntag, und da es der erste Sonntag im Monat war, durfte ich auch in Los Angeles im Kreise unserer Geschwister daselbst am Tische des Herrn teilnehmen. Zu Nachmittag nahmen Onkel und Tante Johann Hiebert mich mit und besuchten mit mir am Nachmittage ihre Kinder A. C. Wall. Abends waren wir in der Stadtmission, wo die Geschwister A. Friesen tätig sind. Es war wohltuend, die Zeugnisse der Neubekehrten zu hören. Besuchte in den Tagen meines Weilens daselbst mehrere Bekannte und durfte auch einen meiner Lehrer im Bibelinstitute treffen.

Am Mittwoch, den 4. Nov., ging's nach Bakersfield, wo meine Geschwister J. C. Penners auf mich warteten und mich zu ihrer Familie nach Shafter nahmen. Die Freude des Wiedersehens war groß. Bei Shafter verweilte ich einige Wochen bei Verwandten und Bekannten, worunter auch Geschwister Bestvater sind, von denen ich meine erste Anleitung in der Missionsarbeit erhielt.

Die Gegend bei Shafter sieht aus wie ein großes, ebenes Tal. Man kann weit und viel bebautes Land sehen. Es ist reich an Baumwolle, Weintrauben und Kartoffelfelder. Das Wetter war zu der Zeit wunderschön. Lieblicher Sonnenschein Tag für Tag und die Schmetterlinge flogen von Blume zu Blume.

Mein nächster Anhalteplatz war Reedley, wo die Bundeskonferenz stattfand. Auch meine Seele durfte sich laben an den Botschaften, die dort gebracht wurden, und hoch erfreut über den regen Missionsgeist. Hier wollte ich den vielen Freunden des Maria Martha-Heimes ein herzliches Dankeschön sagen für das, was sie schon an uns getan haben. Der Stand der Waisen hier auf Erden ist ein betrübender. Werden die Eltern oder der Versorger von einer Familie gerissen, dann ist dieselbige ohne Zaun. Das weiß unser himmlischer Vater, und deshalb bekennt Er sich so ausdrücklich in seinem Worte zu diesem Stande. Nicht selten sind solche Mädchen wie eine Herde ohne Hirten, oder Garten ohne Zaun. Manche werden wie ein Spielball hin und her geworfen. In Ps. 10, 14 heißt es: Du bist der Waisen Helfer, und Ps. 146, 9 steht geschrieben: „Der Herr behütet die Fremdlinge und Waisen." In der Arbeit mit den vielen Mädchen haben wir es wiederholt erfahren, daß Er für sie sorgt, denn auch unser Heim durfte nicht zu Schanden werden. Der Herr braucht Euch dazu und ich danke nochmals innig für jegliche Mithilfe. Auch für die Wäsche, die wir im Laufe des verflossenen Jahres erhalten haben. Der Herr segne die Hände, die sie genäht und geschickt haben. Der Herr lohne und vergelte jede Gabe!

Mit neuem Mute erfüllt, verließ ich die Konferenz am 26. November und erreichte Salem, Oregon, am nächsten Abend, woselbst meine Tante, Frau J. Wiebe, mich freundlich aufnahm, und Sonnabend kamen meine Geschwister Heinrich Buhlers und holten mich zu sich nach Dallas. Auch hier war es eine Freude, Geschwisterliebe zu genießen. Sonntag waren wir im Gotteshause, und da es der erste Sonntag im Monat war, wurde das Mahl des Herrn unterhalten.

In Dallas war es zu der Zeit dunkel und nebelig. Viele gutbesorgten Obst- und Hopfengärten sah man zur Rechten und zur Linken beim Fahren. Manche der Häuser sind verborgen hinter den Bergen, bis man auf dem Hofe ist. Es muß zur Sommerzeit eine Pracht sein.

Den 9. Dez. verweilte ich bei den Bekannten in Portland, und Geschwister Klee waren so freundlich und machten es mir möglich, daß ich eine Anzahl Geschwister, früher aus Winnipeg, sehen durfte.

Am 10. Dez., früh morgens, ging's durch die wunderschöne Gebirgsgegend nach Vancouver. Schon lange war es mein Verlangen gewesen, das Mädchenheim in Vancouver zu besuchen, denn eine Anzahl der Mädchen kannte ich aus Winnipeg. Spät abends erreichte ich die Stadt und telephonierte zum Heim. Da einige der Brüder gerade geschäftehalber mit ihrer Car in der Stadt waren, so waren sie so freundlich und brachten mich zum Heim. Die Schwestern Tina Lepp und Mariechen Thießen haben mich freundlich aufgenommen und mir viel Liebe erwiesen. Wir hatten schöne Stunden der Gemeinschaft. Haben wir doch dieselben Freuden und Probleme mit der Mädchenwelt. Durfte einige Tage im Heim verweilen und sehen, wie aufopfernd die Arbeit an den Mädchen daselbst getan wird.

Die Geschw. J. Funk waren willig und fuhren mit mir noch zu dem schönen Städtchen Yarrow, welches von prachtvollen und gewaltigen Gebirgen. An solche Schönheit kann man sich nicht sattsehen. Wie ist doch die Welt so schön, so schön. In Yarrow machte Onkel P. H. Neufeld es mir möglich, mehrere der Geschwister dort zu sehen.

Donnerstag, den 17., eilte ich durch große und gewaltige Schneegebirge durch B. C. und Alberta nach Calgary, Alta., meinem nächsten Anhalteplatz. Hier war es kalt, aber klarer Sonnenschein. Hier waren es auch die Mädchen, die ich sehen wollte, und fand, daß eine Anzahl, 12 bis 15, gerade ihren Weihnachtsabend hatten. Die Mädchen haben sich daselbst ein Zimmer gerentet und versammeln sich am Donnerstag und Sonntag zur Unterhaltung und Ermahnung. Es war mir eine Freude, zu merken, wie sie zusammenhielten. Von hier ging's nach Lethbridge, Alta. Großer Sturm begrüßte mich hier, aber was tut's, ich war ja schon bald, bald zu Hause. Auch in Lethbridge versammeln sich einige Mädchen. Leider können sie nur Donnerstag das gemietete Zimmer haben, so waren die Geschwister bei Coaldale so freundlich und holten die Mädchen zum 20. Dez. zum Jugendverein hin und ich hatte die Freude, sie dennoch zu treffen und zu begrüßen.

Ueberall traf man bekannte Mädchen und es gab immer wieder ein freudiges Begrüßen.

Weihnachten war ich beim lieben Mütterlein und den Geschwistern in

Herbert. Neujahr, morgens, kam ich wohlbehalten in Winnipeg an. Der Schnee knisterte unter unsern Füßen und die bereiften Bäume und Drähte glitzerten im hellen Sonnenschein.

Gerne hätte ich noch in Saskatoon und Swift Current angehalten, doch das bleibt für das nächste Mal.

Noch lange werden mir die vielen freundlichen Worte und Ermunterungen im Gedächtnis bleiben. Gott segne jedes Heim, wo ich einkehren durfte, für die Liebe und die freundliche Aufnahme.

Und Sonntag, den 3. Januar, als der erste Sonntag im Monat, hatten auch wir in unserer Kapelle gemeinschaft am Tische des Herrn. Warum ich es immer wieder erwähnt habe, ist, weil es mir wichtig und groß wurde, daß die Reise so anfing und auch so endigte. Ja, „die Wege des Herrn sind eitel Güte und Wahrheit."

Eure dankbare Schwester
Anna J. Thießen.
437 Mountain Ave., Winnipeg.

Links oder rechts?

Nur etwas links, und etwas schief,
Dann wird es sich schon schicken;
So machte es der Tor, und lief,
Sich ewig zu verstricken.
Nur etwas rechts den Berg hinan,
So wird es sich schon schicken;
So machte es der weise Mann,
Sich ewig zu beglücken. H. D. F.

Aus der rußlanddeutschen Arbeit.

Die vom Verbande der Deutschen aus Rußland in Reedley, Calif., durchgeführte Dörrobstsammlung ist nunmehr nach Beendigung des Streikes nach Deutschland direkt an das Deutsche Winterhilfswerk in Berlin abgeschickt worden. Im ganzen sind gesammelt worden 6¼ Tonnen Rosinen und dazu noch $53.00 in bar. Die Rosinen sind abgeschickt worden in 252 Kisten, in denen sie eingestampft waren. Von San Francisco, Calif., aus wurde die Obstsammlung mit einem deutschen Schiffe auf Kosten der Reederei nach Deutschland gebracht. Allen Gebern und denen, die sich in der Sache besonders bemühten, sagen wir herzlichen Dank.

Georg Rath, Pastor.

Zur Beachtung.

Wie weit ist Eure Arbeit vorgeschritten mit der Ausstellung?— so werden wir gefragt, und nun wollen wir hier auf die vielen Fragen eine Antwort geben. Ab 4., 5. und 6. Juni gedenken wir die Ausstellung im Heim-Hause,. 669 Elgin Ave., zu halten. Anmeldungen laufen schon ein und ein reges Interesse ist zu verspüren, wenn man mit den Leuten spricht; eine regere Anteilnahme als die jungen Leute.

Eine alte Tante hat eine Arbeit eingeschickt, die zeigt, daß unsere Mennoniten schon vor 140 Jahren geschickt den Pinsel führten; die Malerei ist mit einem Federkiel ausgeführt. Die Arbeit entstand während der Wanderung der betreffenden **Familie aus Deutschland nach Rußland.** Ein älterer Herr hat auch schon selbstgefertigte Sachen eingeschickt, hoffentlich bleibt er nicht eine Ausnahme.

Es wäre von Interesse, wenn viele Sachen, die für uns von historischem Werte sind, einkämen; nicht nur Zeichnungen, sondern auch anderes ist willkommen. So hörte ich z. B., daß meine Urgroßmutter wunderfeine Vorhemden nähte. Leider haben wir unsere altertümlichen Sachen durch die Bolschewiken verloren, aber es mag ja noch ein Großmütterchen sein, die etwas mitgebracht hat.

Man merkt an der viel größeren Auswahl von verschiedener Wolle und angefangenen Handarbeiten, daß jetzt hierzulande wieder mehr gehandarbeitet wird, welches von uns froh begrüßt wird.

Freundlich grüßend, im Auftrage des Komitees,

Anna Willms.

Zum Nachdenken, Prüfen und Verwerten.

Vollkommene Menschen gibt es nirgends, die rechte Lebenskunst aber, die das Leben schön und leicht, und die vor Gott und Menschen angenehm macht, ist die, daß man bei aller Unvollkommenheit der Menschen allezeit das Gute an ihnen herausfindet, das sie haben. Die Wurzel dieser Kunst liegt in einem demütigen Sinn.

Genügsamkeit, Zufriedenheit, gepaart mit eisernem Fleiß, unerschrokkener Selbstentsagung und wahrer Gottesfurcht — ist, als festes Fundament, für ein glückliches, gesegnetes Heim zu empfehlen.

Eingesandt von F. T.
Portage la Prairie, Man.

Nordens Schönheit.

Mutter Sonne gold'ne Strahlen
Spiegeln sich in Eiskrystallen;
Auf den Fluren tiefer Schnee,
Und im Herzen Winterweh'.
Feenhafte Landschaftsbilder,
Winters Schmuckreklameschilder;
Wintertrotz, der Immergrün,
Weißer Schnee belagert ihn.
Künstler Winters kalte Spuren
Lauter komische Figuren,
Man wird, ob man's täglich hat,
Von dem Anblick nimmer satt.
Nordens Schönheit ist berückend,
Schönheit Suchende beglückend,
Wer nur für den Winterstaat
Herz und Sinne offen hat.

H. D. F.

Myrnam, Alta.

Umstände halber suche ich Stellung als Müller. Wir können es beim besten Willen nicht mehr länger aushalten wegen der roten Pest, **sogar die Lehrer in der Schule sind Bolschewiken.** Ich habe 4 Schulpflichtige Mädchen — es ist zum verzweifeln. Habe jetzt einen Kollegen (auch Müller, ein Schweizer, haben 2 Jahre zusammen gearbeitet) mit etwas Geld; suchen eine „Flour"-Mühle zu renten oder zu kaufen. Muß klein sein. Wir wollen dann nebenbei noch **Puffed Wheat, Rice, Corn, Breakfast Food Cereals und Whole Wheat. Rye Flour usw. herstellen; haben lebenslängliche Erfahrung.**

Zeugnisse von: Robin Hood, Krause Mlg. Co., Leduc und Radway, Quaker — Saskatoon, Stettler, Didsbury, Harris, Sask., Vancouver, B. C., und a. m. Bitte Erkundigungen einzuziehen. Der Partner hat eine kleine deutsche Steinmühle in Alberta, aber nicht ein guter Distrikt. Vielleicht ist wo ein deutscher, guter Distrikt, der eine Mühle wünscht — seid uns bitte behilflich, etwas Passendes zu finden, werden gerne jede Hilfe vergütigen.

H. D. Braun.
Box 119, Myrnam, Alta.

Verwandte und Freunde gesucht.

Suche Joh. Joh. Thießen, sen., Abr. Joh. Thießen und Jacob Joh. Thießen, von der Krim, und Pred. Abr. Martens, von Steinfeld, Rußland gekommen. Bitte diese Freunde um Briefe.

Nic. und Kath. Voth.
Arnaud, Man. (fr. Steinfeld, R.)

Suche einen Freund Enns. Selbiger hat vor 15 Jahren mal nach Fr. Ennsen Kinder gefragt und mein Bruder Franz trat mit ihm in Verbindung. Der Bruder ist gestorben, und ich möchte erfahren, wo sich Enns befindet, er wohnte damals nahe bei Winnipeg. Er soll mein Cousin sein. Meine Adresse ist: Box 3, Aberdeen, Sask. Gerhard F. Enns.

Ich habe in Amerika viele Freunde, weiß aber nicht, wo sie sind, würde mich freuen, etwas von ihnen zu hören. Es sind meine Cousinen Frau Peter Friesen, ihr Mann soll tot sein, Frau Js. Dörksen, Frau Joh. Wiens und Frau Nik. Siebert. Dann bin ich Tante über Dr. Nik. Neufeld und seinen Bruder Johann Neufeld, Nikolai und Peter Pankratz und Johann Harder.

Agnes Neufeld.
Dawlekanowo, Ul. Engelssa, No. 20.

„Auf Wanderwegen".

O, wird mancher denken, das klingt bekannt. Ja, viele werden das Buch von Schwester Frieda, aus Newton, Kansas, gelesen haben, aber es müßten noch viele das Buch lesen. Es ist es wert! Es ist nicht notwendig, das Buch zu empfehlen, es spricht für sich selbst. Und doch, man tut seine Pflicht, wenn man andere daran erinnert. So erging es mir. Viel hatte ich von dem Buche sprechen hören. Man war begeistert dafür, ich konnte nichts dazu sagen, hatte es nicht gelesen. Doch die Anzeigen in den Blättern erinnerten uns manchmal daran. Ja, das Buch müssen wir lesen. Also nichts vergeblich.

Endlich kam das Buch in unser Haus, wurde gelesen, und die Folgen? Nun, die vier Leser aus unserem Hause hatten jetzt rege Unterhaltung, dem einen war dieses wichtig, dem andern was anderes. Und der Name „Schwester Frieda" ist in diesen Tagen recht oft in unserem Hause genannt worden. Wenn einer das Buch haben wollte, fragte er: **„Wo ist Schwester Frieda?" denn** wir reisten ja zusammen.

Als ich nur den Deckel des Buches erblickte, kam mir schon so eine Wanderlust an. Das war ja ein bekanntes Bild: Der große Reisekoffer mit Stock und Reisetasche, all die aufgeklebten Zettel: U.S.A., Paris, Italia, Deutschland, Schweiz, Berlin. Wer denkt nicht unwillkürlich an unsere Amerikareise, wo auch immer wieder C.P.R. aufgeklebt wurde?! Manchem werden die Buchstaben bis heute noch zu sehr in Erinnerung sein.

Doch befinden wir uns ja auf der Europareise. Mancher denkt dabei: Reisebeschreibungen?, das muß langweilig sein. Doch hören wir, was Schw. Frieda im Vorworte spricht: Man sagt, eine Frau kann nicht sachlich schreiben. Es hat auch dieses Buch diese Schwäche an sich, es sind meistens persönliche Erlebnisse und Eindrücke, welche hier geschildert sind." Gerade diese persönlichen Erlebnisse machen das Buch so lebendig und wertvoll. Wer das Buch erst angefangen hat, zu lesen, wird es nicht eher aus den Händen legen, bis er zurück in Amerika ist.

Gleich der Anfang: „Die Reise im Werden" ist so wichtig. Wie der Herr alles führt und wie die liebe Schreiberin auf seinen Wink achtet.

An vieles bin ich beim Lesen dieses Buches erinnert worden, und las es daher sehr langsam, um soviel wie möglich zu behalten. Z. B. dieses Sehnen in ihrem Herzen, ihr Heimatland, ihren Geburtsort, noch einmal wiederzusehen. Da zogen an meinem Geistesauge eine Reihe Längstverstorbener vorüber, die alle in Rußland geboren waren, und doch diesen Zug in sich fühlten, „noch einmal die Stätte der Vorfahren zu besuchen" und diesem Zuge auch folgten. Leider wurden sie zu jener Zeit nicht als Deutsche angesehen. Die eingefügten Verse von M. Feesches Gedichten, die ich so gerne lese, und auch aus Volksliedern, machen bei jedem Abschnitte den Anfang so schön. Die beiden Nichten, ja die ganze Reisegesellschaft beleben jedes Ereignis noch, denn es gibt dann Meinungsverschiedenheiten und Durchsprache. Als sie Paris zufuhren, ergriff ihre Nichte sie doch beim Arm und sagte ganz aufgeregt: „Tante, wir sind in Europa!"

In Europa waren sie nicht froh zu ihren vielen Sachen, und von Deutschland werden noch Gläser mit Honig als Geschenke nach Amerika mitgegeben. Diese heil und in Ordnung abzuliefern, das hat immer seine Geschichten. Aehnlich ging es uns mit den zwei Guitarren, die wir von Lettland bis Manitoba brachten und immer in Händen trugen. Man fragte uns, ob die Mennoniten alles Musikanten seien, denn soviel der Durchgereisten hätten Spielinstrumente mit.

Im Berner Oberland wird der Gemeindeschreiber aufgesucht und ihr Familienregister nach 42 Jahren nachgeschlagen. Alles in Ordnung. Ob wir nach 20 Jahren noch irgend etwas in unserem Heimatsdorfe finden würden? Heilige Ordnung, segensreiche Himmelstochter.

(Fortsetzung auf Seite 10)

Das Waisenkind der Waisen.

Eine Geschichte aus dem spätern Leben der Mennoniten Nord-Amerikas.

Von P. K. Martens

(Fortsetzung)

Margret weint.

„Des Christen Herz auf Rosen geht,
Wenn's mitten unter Dornen steht."

„Der Klimawechsel wird Ihnen gut tun, Frau Schröder, und es freut mich, daß sie Ihren Eltern im vorigen Jahre gefolgt und zur Westküste gekommen sind, und ich werde mein Möglichstes tun, ihre Lage zu erleichtern," hatte Dr. Manning gesagt, „aber, wie Sie wissen ist gegen das Krebsleiden noch kein Mittel erfunden," hatte er hinzu gefügt. „Seien Sie recht ruhig in Ihrer Lage und stellen sie ihre Sache dem lieben Gott anheim, der kann helfen, wo ärztliche Hilfe unmöglich ist. Ihr Fall ist nach menschlichem Besehen ein hoffnunsloser, denn der Krebs ist leider zu weit vorgeschritten, daß eine Operation vergeblich ist, aber bei Gott ist kein Ding unmöglich," hatte er getröstet. „Sie glauben doch wohl an Gott?" hatte er hinzugefügt.

Margret hatte mit der Antwort gezögert. Sie hatte ihre Augen zu Boden geschlagen. Was sollte sie sagen? Ja, sie glaubte an Cott. Sie glaubte, daß Gott sei, daß er durch seinen Sohn den Menschen einen Retter gesandt; weiter jedoch hatte sie nie darüber nachgedacht. Selbst nicht in der Zeit ihres Mannes Tod? Ja, — nein. „Ja, gab sie langsam zur Antwort, „ich glaube an Gott."

„Stehen Sie in engerer Verbindung mit Ihm?" hatte der Arzt, der ein wiedergeborener Christ war, weiter gefragt.

„Das kann ich Ihnen leider nicht sofort beantworten," hatte sie sehr bedenklich und scheu gesagt.

„Dann wäre es jetzt an der Zeit, wenn Sie sich von diesem großen Arzt untersuchen lassen möchten. Ich habe Ihnen rückhaltslos das Ergebnis von meiner Unterschung gegeben, und der große Arzt tut das auch, und zwar ohne Weiteres und mit großer Genauigkeit. Gehen Sie nächstens zu Ihm."

Die Worte dieses guten Mannes hatten Margret durch Mark und Bein geschnitten. Sie bedankte sich bei ihm und entfernte sich.

Margrets Lage war also eine sehr schwere und zu bedauernde. Sie war noch jung und die besten Jahren ihres Lebens lagen noch vor ihr, und nun hatte man ihr das Leben abgeschnitten, und die wenigen Tagen die ihr noch geblieben waren, versprachen ihr keine Freude. Schmerz, Pein, Qual war ihr einziges Los. Wenig Freude hatte sie als Mädchen am Leben gehabt, wo wie Verhältnisse auf der Eltern Farm sie von früh bis spät an die Arbeit gehalten hatten. Etwas Freude hatte sie an ihren Geschwistern Melvin u. Marlin gehabt als die als Kinder unter ihren Händen und Aufsicht aufwuchsen. Kurze Zeit hatte ihr Familienglück gewährt. Ihr Mann war so plötzlich, so jung gestorben und hatte ihr ein Waislein hinterlassen. Dieses Herzblatt! Daß solche und ähnliche Gedanken ihr öfters durch den Kopf schwirrten, kann man sich leicht denken. Da war aber noch ein schwerer, viel wichtiger Gedanke für sie, und dieser belastete ihr Herz wie ein schwerer Stein. Die Ewigkeit, und des Doktors Frage ihrer Verbindung wegen mit Gott. Sie wünschte, sie könnte sich irgendwo, irgendwie Luft machen, denn ihr Herz war zum Zerplatzen voll. Sie hatte niemand. Doch sie hatte die Eltern. Sie legte sich abends an der Mutter Brust und weinte, und die Mutter weinte auch, dann fühlte sie etwas leichter. Sie sprach zu der Mutter über die Ewigkeit, über das Erscheinen vor dem strengen Richter für die Gottlosen. Sie sprach zu ihr von guten Taten, von fromm werden. Die Mutter wies sie darauf hin, daß es Gottes Sache sei, den Seinen zu geben, was er in Seiner göttlichen Güte für gut einsieht. Das genügte. Nein, das genügte ihr nicht. Oefters hatte sie an Marlin gedacht, die ihr nach dem Tode ihres Mannes so gute Briefe geschrieben hatte. Ihre Briefe hatten so etwas Weiches, Liebliches an sich, das ihr anheimelte. Wie gerne hätte sie sich einmal bei ihr bekehrt, ihr ihr ganzes Herz gesagt! Marlin, ihr früheres Bäby, das Waisenkind, welches sie erzogen, war ihr jetzt weit über, sie war glücklich, glücklich und froh," hatte sie geschrieben. Wie sonderbar! Für Marlin hatte größtenteils sie gesorgt, wer würde für Marmely sorgen, wenn die als Waise dastehen, vielleicht allein stehen würde. Die Mutter war alt und es würde nicht lange dauern und sie würde gebrechlich sein und selber Hilfe bedürfen. Sie war jetzt schon schwach. Sie könnte auch irgend wann das Irdische segnen und in die Ewigkeit gehen. „Mitten wir im Leben wir sind vom Tod umgeben." Das hatte sie so bitter erfahren müssen. Sie wolle, sie müsse Marlin einmal wieder einen langen Brief schreiben. Sie müßte es bald tun, sofort. Und sie schrieb.

Dinuba, Calif.., den 23. Juni 1909

Meine herzliebe Schwester!

Mein Herz will mir in Stücke reißen. Es will mir zum Mund heraus, darum schreibe ich dir. Und was soll ich Dir schreiben, du weißt ja alles, wie es mir geht, ich habe es dir ja schon einige Male geschrieben. Nein, alles weißt Du nicht um mich. Du weißt erstlich nicht, daß ich mich fürchte zu sterben. O, wie graut mir vor der Ewigkeit! Wie soll ich ihr begegnen im Angesicht des Todes! Alles ist mir dunkel, ja finster. Meine Seele zittert über meine Vergangenheit. Ich weiß, ich habe mein Leben nicht richtig zugebracht, ich bedaure es: ich weiß aber nicht, wo es mir fehlt. Ich möchte eine Befriedigung in meiner Seele haben, meinem Gott zu begegnen, Er steht als ein gerechter Richter vor mir, dem ich nicht gerecht werden kann. Was ist mein Los, ewiges Leben oder ewiger Tod. O, wäre ich eine der Frommen, der Guten, die bei Ihm in Gnaden sind! Wie soll ich es machen? Wer kann mir Rat geben? Liebes süßes Schwesterchen, Du schriebst den Eltern einmal aus San Francisco, als Du dort so krank warst, Gott hatte Dir Gnade und Sündenvergebung gegeben, Du wärest nun ein Kind Gottes. Wir verstanden Dich damals nicht. Ich verstehe Dich in der Beziehung heute noch nicht. Ich möchte gerne wissen, wie man die Gnade Gottes erlangen kann, wie man ein Kind Gottes werden kann. Oder sind wir Menschen nicht alle dazu bestimmt? Vielleicht bin ich bestimmt, verloren zu gehen, wie Judas, der Jesus verriet. Einige Leute sagen, man kann die Gewißheit bekommen, daß man bei Gott in Gnaden ist. Ich weiß, ich habe sie nicht, Mutter auch nicht, auch ihr graut vor Tod und Ewigkeit. Wie kann uns geholfen werden? Weißt Du, dann schreibe uns. Zu Vater dürfen wir nicht darüber sprechen, der wird gleich böse und schilt uns Schwärmer. Er sagt, es ist ganz und gar Gottes Sache, uns den Himmel oder die Hölle zu geben. Ich weiß nicht, vielleicht hat er recht. Ich möchte so gerne in den Himmel, weiß aber, daß ich nicht tauge für ihn, ich habe so wenig Gutes getan Ich möchte aber nicht in die Hölle, mir graut so sehr davor.

Dann noch eins, daß mir auch sehr schwer aufliegt. Ich kann dir garnicht in Worten sagen, wie schwer es mir aufliegt, doch Du weißt, Du ahnst, meine gute Schwester, was das ist: mein liebes Kind, Marmely. Bald muß ich von ihr, und dann ist sie eine volle Waise. Warum habe ich sie geboren? Wäre sie doch bei der Geburt gestorben! Was hat die Arme verschuldet, daß sie eine alleinstehende Waise sein muß? Soll ich Dir sagen, Schwester Marlin, darf ich Dir sagen, was mir eingefallen ist? Ich weiß Du wirst mich verstehen, und du bist die einzige in der Welt, die mich verstehen, wird. Ich will jetzt fühlen, als säßen wir ganz nahe neben einander; ich habe Dich mit meinem Arm umschlungen und als Deine große Schwester weine ich und flüstere Dir in's Ohr: möchtest Du ein Waisenkind aufnehmen, deiner Schwester Kind, Marmely, deine Marmely, — Eure Marmely? Vernimmst Du meine Stimme, Schwester? meine klägliche, bittende Frage? Wem sonst könnte ich mein Herzblatt anvertrauen als Dir? O, ich vergehe, ich sterbe vor dem mir von meinem Schöpfer bestimmten Ende, wenn Du mir diese große ernste Bitte abschlägst. Ach, Du wirst, du kannst es nicht!

Mutter ist in letzter Zeit sehr leidend geworden. Wer weiß wie lange die noch hier ist, vielleicht geht sie mir noch voran. Gott weiß. Wir sind in Seiner Hand. Sie sendet Euch die herzlichsten Grüße. Vater ist noch immer rüstig, er arbeitet fleißig und mit Lust in seinem Weingarten.

Ich wünsche, Marlin, Du könntest einmal herkommen und das schöne California sehen. Es ist jetzt schon sehr heiß und wie die Leute sagen, wird es für zwei bis drei Monate heiß bleiben, aber wie schön war der Winter und der Frühling. Ich wünsche, Du könntest herkommen. Dann könnten wir uns vieles mitteilen, und in einem anderen Sinne zusammen sprechen als je zuvor. Wäre die Entfernung nicht so groß, käme ich hinüber.

Hät' ich Flügel, hät' ich Flügel
Flög ich über alle Hügel
Schnell zu meiner Schwester hin.
Wollt ihr sagen, wollt ihr klagen
Was in meinem Herzen drin.

Deine Schwester
Margret.

* *** *

16. Die Wiedervereinigung.

Es war ein sehr windiger Tag in der westlichen Metropole Canadas gewesen. Der Wind hatte den Staub auf den Straßen an die Seitenstege, durch die offene Fugen in den Türen und durch die Ritzen der Fensterrahmen und anderen Spalten und Oeffnungen in die Werkstätte und Häuser getrieben und dichter Staub lagerte auf den Möbeln und Haushaltungsgeräten in den Hütten und Häusern der ärmeren Leute. Selbst in die besseren Häuser war er hinein gedrungen. Die Hausfrauen hatten von Zeit zu Zeit versucht ihn von den Gegenständen, zu entfernen: Wischlappen, Stäuber, Federputzer, Polierschwämme waren angewandt worden. Einige schalten dabei, einige brummten. Niemand schien heute recht froh zu sein. Und als die Männer am Abend aus den Werkstätten und Geschäftshäuser heimkehrten, brachten sie nicht viel Sonnenschein mit. Die meisten waren um ihre Hüte und Mützen besorgt gewesen. Mehrere hatten zusehen müssen, wie sich der Hut von ihrem Haupte löste und die Runde im Winde machte. Das machte sie brummig, und die meisten Frauen lasens ihren Männern vom Gesicht ab, und richteten ihre Begrüßung darauf ein. Ein junger, nett gekleideter Mann, der eben die Straßenbahn verlassen hatte, machte eine Ausnahme. Mit der linken Hand seinen grauen Hut auf den Kopf haltend, ergriff er den Türenknopf seines sauber aussehenden Hauses, schwang die Tür auf und stürzte freudestrahlendes Angesichtes zur Außentür herein in das Vorzimmer, um seine junge Frau dort, wie gewöhnlich an solch windigen Tagen zu finden; da er sie da aber nicht antraf, öffnete er sofort die Tür in den Speisesaal und freundlich, wie gewöhnlich kam es über seine Lippen: „Hello, Marlin!" trat zu ihr und drückte ihr einen Kuß auf die Wange. Sofort hatte er aber ihre rotgeweinten Augen bemerkt, trat einen Schritt zurück und fragte: „Wo bist denn du heute im Sturm gewesen?"

Sie lächelte etwas und sagte dann: „Ich war nicht draußen."

„Warum hast du denn geweint, Marlin, hat dir jemand weh getan, Schwester?"

Wieder lächelte sie und sagte: „Niemand hat mir weh getan, aber Schwester Margret hat mein Herz bluten gemacht."

„Dein Herz bluten gemacht? Margret hat?" sprach er langsam mit Verwunderung. Hast Du einen bösen Brief von Margret bekommen?"

(Fortsetzung folgt.)

— Der Führer der canadischen Vertretung bei den Krönungsfeierlichkeiten ist Premierminister Rt. Hon. W. J. Mackenzie King.

Im Kampf um die Wahrheit.

Eine Geschichte aus der Gegenwart von K. Papke

(Fortsetzung)

„Woher hast du das?" fragte er dann streng, „bist du, — — nein, es ist unmöglich, — du kannst ja in keiner schlagenden Verbindung sein."

„Nicht böse sein," bettelte Kurt, „nein, ich bin in keiner Verbindung, aber Herbert nimmt Fechtstunden und quälte mich so lange, bis ich daran teilnahm. Onkel Werner redete auch so zu. Ich fechte viel besser wie Herbert, zu seinem Aerger."

„Aber die Fechterei hat jetzt ein Ende, mein Sohn," entgegnete sehr ernst der Vater, „wende deine Zeit besser an als solchen unnützen Dingen. Schlimm genug, daß Herbert dich verleitet hat, und du nicht stark genug zum Widerstand warst. Glaubst du etwa, so ein zerhacktes Gesicht ist etwas Schönes?"

„Aber Vater, es ist doch keine Sünde, daß du es so verwirfst, fechten ist doch auch eine Leibesübung," rief Kurt verstimmt.

„Nein, eine Sünde ist es nicht," sagte Theodor, „das wird niemand sagen. Kein Sport an sich ist Sünde, kann aber, mit Leidenschaft betrieben, wie vieles andere dazu werden; lerne schwimmen, turnen, Fußball spielen, was du willst, — aber ich wünsche ernstlich, daß du vom Fechten die Hände läßt. Ein zukünftiger Geistlicher hat nicht nötig, auf der Mensur gewesen zu sein, und nun genug davon, du weißt meine Meinung."

Kurt hatte mit zusammengezogener Stirn geschwiegen, es war zuerst eine gedrückte Stimmung im Hause gewesen. Aber bald gewann die Weihnachtsfreude die Oberhand, und mit frohem Herzen zogen sie alle am heiligen Abend nachmittags zur Christmesse in die Kirche.

Echtes Weihnachtswetter war eingetreten, tief verschneit lag das Dorf da, verschneit war Wald, Flur, und alle Wege. Vom klaren Winterhimmel leuchteten die Sterne in schweigender Pracht hernieder auf die stille Welt, hell flutete das Licht vom großen Tannenbaum aus der geöffneten Kirche auf die dunkle Dorfstraße den Kirchengängern entgegen.

„Vom Himmel hoch da komm ich her," intonierte die Orgel, — heilige Schauer rannen durch Kurts Seele, der neben Mutter und Schwester, den Großmüttern und Tante Annemarie, die unverhofft erst heute zur allgemeinen Freude gekommen war, in der Pfarrbank saß.

Schön war doch solch ein Fest, — — das sollte nur dem Menschen Jesus gelten, über den Onkel Werner neulich mit feinem Lächeln so geistreich gesprochen hatte?

Nagende Zweifel hatten seit längerer Zeit schon an der Seele des Jünglings gefressen, mehr und mehr war sein Glaube an Jesus, den Sohn Gottes, und an sein Wort wankend geworden.

Heute aber drängte er alles zurück, heute wollte er fröhlich, wie ein Kind noch einmal Weihnachten feiern!

Ernst und klar, voll tiefer Ueberzeugung war die Rede seines Vaters, man merkte es ihm an, daß jedes Wort aus der Tiefe der Seele als erkannte Wahrheit kam. Dann tönte Lisis liebliche Stimme vom Chor herab:

„Zu Bethlehem geboren,
Ist uns ein Kindelein.
Das hab ich auserkoren,
Sein eigen will ich sein."

Nach der Christfeier gingen sie alle ins Pfarrhaus, bald waren die Lichter angezündet und nun tönte es auch aus dem Pfarrhaus hinaus in die Nacht:

„O du fröhliche, o du selige,
Gnadenbringende Weihnachtszeit!
Welt ging verloren,
Christ ist geboren,
Freue, freue dich, o Christenheit!"

Freude lag auf den jungen und älteren Herzen, und die Liebe, die hier in der Familie alle Herzen verband, der Friede, der sie umwehte, prägte dem Geben und dem Nehmen erst den rechten Stempel auf.

Es war in der Tat ein echtes, christliches Pfarrhaus, in dem der tiefgewurzelte, auf Gottes ganzes Wort gegründete Glaube an Gott den Allmächtigen, und an Jesum Christum, seinen eingeborenen Sohn, die Liebe zu diesem Heiland der Welt Leitstern und Licht, Regel und Richtschnur war. —

Wird sich aber auch der Glaube als echt bewähren, wird er standhalten, wenn das Leid seine drohend erhobene Hand jäh niederfallen läßt, euch alle treffend bis ins Mark hinein? — —

Nach dem Abendessen kam Kurt zögernd mit einem Buch in der Hand zu seinem Vater.

„Ich soll es dir abgeben," sagte er, „Onkel Werner schickt es dir."

Theodor nahm es erstaunt, — seit wann hielt es Werner der Mühe wert, ihm eines seiner Erzeugnisse zu senden?

Er schlug auf: „Neues Licht über alte Fragen", lautete der Titel. Das Buch war seit sechs Wochen erschienen und hatte schon die dritte Auflage erlebt! Er blätterte ein wenig darin, — sein Gesicht wurde ernst.

„Ich will es in den nächsten Tagen schon durchsehen", und er legte es beiseite.

Annemarie hatte ihres Bruders Gesicht beobachtet, traurig wandte sie sich zum Fenster.

Fünfundzwanzig Jahre waren seit jener Zeit verstrichen, da sie ihr Herz dem jungen Werner Döllberg schenkte, — ihr heißes Weh um ihn war längst zur Ruhe gekommen, sie dachte seiner als eines teuren Freundes, — freilich hatte nie eine andere Liebe ihr Herz berührt — und sie hatte nicht aufgehört für ihn zu beten, zu hoffen und zu glauben. —

Fünfundzwanzig Jahre — heute wollte sie mutlos werden, heute erlahmte ihr Glaube! „Wo der Mensch nicht will, nützt auch Gottes Wille nichts, Er hat es den Menschen überlassen sich frei zu entscheiden," dachte sie — aber da fiel ihr plötzlich eine alte, alte Geschichte ein, — Noah in seiner Arche, die der Glaube gebaut hatte, schwimmend über einer untergegangenen Welt! Ihm fehlte jeder Anhaltepunkt, daß es noch einmal anders werden könne: das Gewässer stand auf Erden einhundertfünfzig Tage!

Aber er glaubte! Und es stand von ihm geschrieben, als die Gewässer fielen, schickte er einen Raben und nach sieben Tagen eine Taube aus, und dann heißt es von ihm, was ihr schon so oft ein Trost geworden war: Und Noah harrte noch andere sieben Tage! Welch eine Fülle von zagender Hoffnung, voll Erwartung, voll banger Freude, voll — Glauben!

Annemarie hatte ihren alten Mut, ihre Zuversicht wiedergewonnen, sie trat zu Theodor, legte die Hand auf Werners Buch und sagte leise, nur ihrem Bruder verständlich: „Und Noah wartete noch andere sieben Tage."

Sie gab ihm damit einen tieferen Einblick in ihr Seelenleben, als sie ahnte und gewollt hatte, — bewundernd sah er sie an: „Mein teures Schwesternherz, ja, wir wollen glauben und warten." —

Die Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr benutzte Theodor zum Lesen von Werners Buch. Als sie am Tage vor Sylvester im traulichen Wohnzimmer von Großmama Döllberg zusammensaßen, legte der Pfarrer das Buch auf den Tisch und sagte: „Ich will euch heute einige Proben von dem „Neues Licht" Werners vorlesen. Nur etwas, das wichtigste, sollt ihr hören, ihr werdet nicht nach mehr verlangen. Mich hat beim Lesen ein heiliger Zorn gefaßt. In welcher Weise wagt er dem Heiligsten nahezutreten! Aber ich habe mich besonnen, bin wieder ruhig geworden. — der allmächtige, ewige Gott, dessen Ehre er so kühn angreift, schweigt ja auch dazu, — das heißt vorläufig, um so furchtbarer wird sein Reden werden zu denen, die ihn also verachten.

Scharfen Verstand zeigt das geistreich geschriebene Buch, ein vornehmer Takt geht durch das ganze nirgends wird Werner persönlich oder greift anders Denkende an; er gibt ehrlich, was er selbst als Bestes erkannt hat. Das leugne ich alles nicht ab, aber trotzdem ist das Buch eine Herausforderung gegen unsere Bibelrichtung, ja, eine Herausforderung gegen den Gott der Bibel. Nun hört."

Und er begann zu lesen:

Neues Licht über alte Fragen.

Zuerst einiges aus der Einleitung:

„ . . . Der Zug der Zeit geht wieder auf religiöse Fragen. Das ist für jeden Wissenden offenbar und bedarf nicht erst langer Erörterungen. Wohin wir schauen, überall werden die ernstesten und tiefsten Fragen, die von je die Welt bewegt haben, wieder diskutiret. Es geht durch die Menschen ein Fragen nach dem Woher und Wohin für das Leben des einzelnen und für das Werden der Welt. Religiöse Stoffe werden behandelt in Literatur, Musik, Malerei, Plastik, und nicht nur das. Das Streben nach Wahrhaftigkeit, die Abwendung vom bloßen Schein ist geradezu ein Charakteristikum der neuen Stilform geworden, das Kunstwerk soll der volle Ausdruck dessen sein, was es darstellt, ohne Nebenabsichten und Rücksichten.

Dürfen wir da an der größten aller Fragen vorübergehen: Was ist Wahrheit? Wo ist Wahrheit?

Rastloses, jahrelanges Forschen und Arbeiten, Ringen und Kämpfen haben mich auf den Standpunkt gebracht, den ich jetzt einnehme, und der mir Licht und Klarheit über vieles gegeben hat. Nicht über alles, unendlich viel ist noch unbebautes Land geblieben und wartet anderer, besserer, mehr durchleuchtender Geister, wie ich einer bin. Aber das, was ich erkannt, will ich laut hinausrufen, damit es alle, alle hören, die gleich mir ehrlich nach Wahrheit forschen und streben.

Keine neue Lehre will ich bringen, nur neues Licht, wie es mir geworden ist, scheinen lassen auf d. uralten Grundwahrheiten der Religion, auf das, was die Wurzel der Menschheit ist.

Ich verlange von keinem, meine Ansichten als unfehlbar anzusehen, sie sollen nur ein Wegweiser werden für die ehrlich Ringenden . . . " na und so weiter, das aus der Einleitung.

Kapitel eins: Was ist Religion?

„ . . . Es geht wieder eine religiöse Strömung durch die Welt. Aber sie ist anders wie die der früheren Zeiten, in denen die Religion eine Lebensmacht war. Was vergangen ist, kehrt niemals wieder, wie es einmal war, auch nicht auf dem Gebiete der Religion. Die Welt schreitet vorwärts, unaufhaltsam und unermüdlich.

Auch die Zeit der Dürre war für die Religion nicht vergeblich.

Die naturwissenschaftliche Periode, die wir erlebt haben, hat uns auch für die Probleme der Religion genützt. Sie hat uns gelehrt, sie sicherer zu erfassen und schärfer zu begrenzen.

Wir müssen die Religion weiterbilden.

Wir haben kein unfehlbares Institut als Hüterin der religiösen Wahrheit, dem wir uns mit gutem Glauben anvertrauen könnten unter Verzicht auf eigene Prüfung. Es gibt keine Allgemeingültige religiöse Wahrheit, der gegenüber wir nur die Aufgabe hätten, unseren Verstand auf sie einzustellen.

In Sachen der Religion ist für den einzelnen nur das wahr, was er in persönlichem Ringen sich zu eigen gemacht hat.

Wir bleiben Suchende, solange wir leben. Wir reden hier von Dingen, die wir immer nur ahnend erfassen.

Wir stammeln nur, wenn wir von den ewigen Wahrheiten reden . . ." usw. und aus dem Schluß des Kapitels noch den Satz:

„Religion ist Kultus der Ideen, bewußte Begierung des Einzellebens zum Alleben, Loslösung der Seele aus den Banden der Sinnlichkeit . . . "

Kapitel zwei: Was ist evangelische Lehre?

„ . . . Es ist niemand da, der das mit Gewißheit zu sagen vermöchte, die Orthodoxen berufen sich auf die Bibel, aber die Bibel hat verschiedene Anschauungen, und ein jeder legt sie nach seiner Auffassung aus.

(Fortsetzung folgt)

Radioprogramm

am Sonntag, den 23. Mai, von 9 bis 9.30 Uhr abends, über CJRC und CJGX.

Unter Leitung von K. H. Neufeld wird das Labunschwestern-Quartett von Kronsgart, Man., und das Enns - Familien - Streich - Quartett von Rosenfeld ein Musikprogramm von einer halben Stunde geben zur oben angegebenen Zeit.

„Auf Wanderwegen"

(Fortsetzung von Seite 7)

Wir sind in den Alpen. Ach, wie schön und genau ist alles beschrieben! Es ist, als ob man mitreist. Auch der Jodler fehlt nicht. Die Begegnung mit Frau Steger im Lauterbrunnental, wo das Klöppeln zu Hause ist. Wunderbare Führungen. Wie Schwester Frieda in Amerika als Geschenk ein geklöppeltes Deckchen erhalten, das ein kleines Mädchen Frieda aus Lauterbrunnental verfertigt hatte. Jetzt fragt sie bei der Mutter nach dem Mädchen an. Diese wird ganz aufgeregt, und nachdem ihr die Geschichte erzählt worden, muß sie leider sagen, daß das Mädchen als Jungfrau hat sterben müssen. Aber gefreut hat es die Eltern doch, daß ihre Tochter noch bei einer fremden Dame in Amerika in Erinnerung fortlebt.

Jetzt sind wir schon in Italien. So schnell geht das im Buche nicht. O nein, da beschauen wir uns vieles so genau. Wieviel Namen der Plätze sind uns aber bekannt durchs Lesen der Ansichtskarten, die seinerzeit, als Bruder in Sachsen studierte, recht häufig ins Elternhaus geflogen kamen. Da erzählt Schwester Frieda eine besondere Begebenheit, daß sie in ihrer Jugend mit Vorliebe Reisebeschreibungen gelesen und im Herzen ein Verlangen aufgestiegen sei, verschiedene Plätze zu besuchen und ganz besonders in Italien, den Como See! Warum, könne sie sich nicht erklären, aber hier habe sich ihr Herzenswunsch erfüllt. Man kann sich sowas nicht erklären, aber es ist so etwas da. Mit 15 Jahren als Schülerin der Mädchenschule, las ich nicht besonders gern Reisebeschreibungen, aber ich erzählte flott meine Reisen (die ich phantasierte) als Wirklichkeit und hatte manchmal eine Gruppe Mädchen um mich, die baten: „Erzähle von deinen Reisen!" Frau J. Wiens (geb. Martens), Drake, wird sich wohl noch erinnern. Mein liebster Aufenthalt war der Süden Englands. Daß ich nach 25 Jahren dort mit meinen Kindern meinen Geburtstag feiern und 5 schöne Tage verleben würde, wer ahnte es? Wollte mir auch zu gerne die schöne Natur ansehen, als wir von London bis Southampton fuhren, aber der Zug rast zu „rapide", wie Schwester Frieda sich ausdrückt. Meine Reisen damals gingen auch oft bis Japan, aber das kann ja noch kommen. . .

Schön wird die Schweiz beschrieben, wo sie bei ihren Verwandten gute Aufnahme finden und beim Abschiednehmen wird ihnen noch zugerufen, doch die Schokolade vor der Grenze zu verzehren, damit man sie nicht verzolle. Sie schreibt ganz kurz: „Es blieb nichts zum Verzollen."

Manches habe ich von dem Passionsspiel in Oberammergau gelesen auch gehört, Bilder gesehen, aber so recht klar vorstellen kann ich es mir erst jetzt, nachdem uns alles so umständlich von der Verfasserin erzählt worden ist. Würde dem Passionsspiel auch gerne beiwohnen.

Glücklich in Deutschland angekommen. Die aber hatten es schon „g'sehn", daß sie Amerikanerin sei, ehe sie sich vorstellte. Mir gefällt überhaupt der aufrichtige und offene Ton in dem Buche, z. B. das Geständnis vom deutschen Brief. Es gibt noch bewußte Deutsche, und wer's noch nicht in Amerika ist, bei dem erwacht's mit aller Macht in München. Hören wir, was sie sagen: (So ging's den Nichten) „Hätte ich gewußt usw., ich hätte nicht gewagt, einen deutschen Brief hierher zu schreiben; was müssen die blos von uns gedacht haben." Und Schwester Friedas Schlußfolgerung: Die Mädchen dachten nun, in Deutschland ist alles etwas rückständig, es kommt nicht drauf an, wie ich schreibe, und die Leute in Deutschland dachten, die Menschen sind eben nicht besser geschult in Amerika, und man muß es den armen Mädchen zugut halten, sie wissen nicht besser.

Wie oft hört man's von der Schreiberin (die nicht mehr sehr gesund war): „Ich war so müde", oder „Ich war zum Umfallen müde". Doch bei alledem hat sie eine große und wichtige Arbeit getan, indem sie uns ihre Reise so anschaulich vor Augen führt und in ihrem Buche niedergeschrieben hat. Und was mir noch sehr wichtig ist, daß es in deutscher Schrift ist. „Immer wieder werde ich vom deutschen Walde reden, ich kann es nicht lassen" — so schreibt sie. Und wenn sie dann von Natur und Kunst aus Deutschland so interessant und fesselnd schreibt, fügt sie auf mehreren Stellen hinzu: „Deutschland!" Was liegt nicht alles in dem einen Worte. Als die große und lange Reise überstanden, im Heimatlande wieder angekommen, ruft sie aus: „Amerika!"

Auch der frische und gesunde Humor fehlt dem Buche nicht. In Deutschland war der Ausdruck „nicht weit" gebräuchlich, und wenn sie wo ausstieg und nach ihrem Bestimmungsorte fragte, so hieß es: „Nicht weit!" Dieses, nach der Schreiberin Begriff, war oft ziemlich entfernt. Das erinnerte mich an das dehnbare russische „s'hackom".

Mein Schreiben wird viel zu lang, vielleicht verfehle ich ganz und gar mein Ziel, den Lesern das Buch so anzupreisen, daß sie ein Verlangen verspüren, „Auf Wanderwegen" sobald wie möglich zu lesen.

Die Verfasserin des Buches hat auch ziemlich Verbindung mit dem Auslande gehabt. Einst hat sie kranken Menschenkindern in ihrer Not Hilfe erwiesen, jetzt werden noch mehrere persönlich aufgesucht. Die verschiedensten Anstalten besucht, wie „Friedenshort" ,wo Schwester Eva Thiele-Winkler einst wirkte.

„Drei Tage in Berlin!" — „Es hätte drei Wochen sein sollen, denn ein Tag hat hier auch nur 24 Stunden", schreibt sie. „Soviel Sehenswürdigkeiten. Es ist mir noch 10 Jahre schade, daß das Pergamom-Museum ohn' besehen blieb."

Die Blankenburger Konferenz. Der Besuch bei der Schriftstellerin Käthe Dorn. Die Bücher von Käthe Dorn werden in unserer Sonntagsschule noch sehr gerne gelesen. Ferner die Hochzeit im Dorfe. Besuch in Wiesental im Elternhaus! Mutters Spinnrad wird nach Amerika mitgenommen. Wunderbar — es beschlich mich eine Wehmut. Dann die vielen hübschen Bilder. Zum Schlusse die Kur im Bad „Nauheim" und Heimreise.

Wir danken herzlich Schwester Frieda für den Genuß, den uns das Lesen bereitet hat, und auch den lieben Freunden, die ihr die Mittel schenkten, daß die Reise möglich wurde. Noch eine kleine Aufmunterung für Mädchen. Da fand ich in einem Buche „Auf Wanderwegen" hineingeschrieben „Zu Weihnachten für Mama, von ihren Töchtern Marie und Sophie." Das war fein, Mädels! Es ist nicht nur ein Geschenk für Mutter, sondern für die ganze Familie. Möchten viele diesem Beispiele folgen. Darum noch einmal die Bitte: Lest „Auf Wanderwegen!"

Frau M. S.

Eine Einladung

zu einem kurzen Sonntagsschulkursus vom 13. bis zum 20. Juni.

Was möchten wir lieber, als daß es unsern Kindern wohlergehen möchte! Das zeitliche und auch das ewige Wohlergehen eines jeden Menschen hängt von dem Beachten des Wortes Gottes ab. „Und laß das Buch dieses Gesetzes nicht von deinem Munde kommen, sondern betrachte es Tag und Nacht, auf daß du es haltest und tust allerdinge nach dem, das darinnen geschrieben steht. Alsdann wird dir's gelingen in allem, das du tust, und wirst weislich handeln können." Josua 1, 8. Wir können daher die religiöse Erziehung des Kindes nicht nach hinten schieben; sie sollte den ersten Platz haben.

Das Gedeihen unserer Gemeinden hängt von der religiösen Erziehung unserer Jugend ab. Eine Jugend, die sich für die Fibel interessiert und sich für sie tätig erweist, ist später in der Gemeinde auch tätig. Wir brauchen nicht nur Sonntagsschulen, wo das Kind das Wort Gottes hört, aber oftmals genötigt werden muß, die Sonntagsschule zu besuchen, sondern wir brauchen eine Sonntagsschule, auf die das Kind sich schon die ganze Woche hindurch freut. Dann erst geht die Lektion über in das Leben des Kindes. Unsere Sonntagsschule sollte in der Unterrichtsmethode nicht hinter der Tagesschule stehen. Das Wohlergehen eines Landes, welches eine demokratische Regierung hat, ist von dem einzelnen Bürger abhängig. Der Maßstab der Bürger für Moral, zusammen mit ihrem Prüfungsvermögen, heben oder senken das Land.

Ein Nationaler Ersuch, der von den vordersten Staatsmännern der Vereinigten Staaten im Jahre 1904 ausging, lautet: „Das soziale System der modernen Regierungen hat kein sichereres Fundament als die Bibel, besonders in einer Republik, wie die unsrige, welche auf dem moralischen Charakter und dem entsprechenden Prüfungsvermögen des Individiums ruht."

Aber was geschieht heute? Die Bibel wird mehr und mehr verdrängt. In unseren Volksschulen und Hochschulen haben wir sie nicht mehr im Stundenplan. Wo bleibt die Hoffnung für die Freiheit unseres Landes, wenn die Bibel nicht mehr der Hauptanker ist? Als Folge einer Bildung ohne Bibel und ohne Religion geht jedes Land zugrunde.

Aber das Evangelium kann alles zurechtstellen, und nichts als das Evangelium wird endgültig alles zur Befriedigung ordnen und korregieren. Dieses Evangelium ist uns gegeben. Es ist uns gegeben, daß wir es ausbreiten sollen. Wir haben eine Verantwortung. Unsere erste und größte Verantwortung ist, daß wir es unsern Kindern frühe in ihrer Jugend einprägen — es ihnen so einprägen ,daß sie es lieb gewinnen und bereit werden, ihr Leben für das Evangelium einzusetzen. Ist unsere Sonntagsschule, wie wir sie haben, genügend? Ich höre von vielen Seiten ein lautes **Nein.** Es wird viel gesprochen von der Hebung der Sonntagsschule. Viel wird gesprochen von besseren und mehr geeigneten Lektionen. Es ist wahr, wir müssen entsprechende Lektionen schaffen. Was wir in erster Linie brauchen, so sagen sich Tausende von Sonntagsschullehrern, ist eine Ausbildung für diese wichtige Arbeit. Wir brauchen ein systematisches Bibelstudium, so daß wir das Textbuch unserer Schule, in der wir unterrichten sollen, kennen. Wir sollten etwas Kinderpsychologie haben, so daß wir ein besseres Verständnis für das Kind in den verschiedenen Altersstufen hätten. Wir sollten mit den verschiedenen Methoden für den Unterricht bekannt sein, und die beste Methode kennen lernen. Auch haben wir in der Sonntagsschule so manche Probleme in Verbindung mit der Verwaltung der Sonntagsschule. Ein Sonntagsschullehrerkursus ist ein großes Bedürfnis.

Außerhalb der Sonntagsschule brauchen wir Sommer-Bibelschulen. Es sind noch Tausende von Kindern in Canada, die keine Sonntagsschule haben. Wir haben eine wunderschöne Gelegenheit, in den Volksschulen, Sommerbibelschulen abzuhalten. Das Schulgebäude ist da. Es wird in den Ferien nicht gebraucht. Die Kinder sind da — sie kommen auch sehr gerne, wenn sie erst einmal mit der Sommer-Bibelschule bekannt sind. Es fehlen aber auch die Lehrer. „Hebet eure Augen auf und sehet in das Feld, denn es ist schon weiß zur Ernte."

Um diesen Bedürfnissen entgegenzukommen, hat die Winkler Bibelschule beschlossen, einen Teil des Sonntagsschulkursus der „Evangelical Teacher Training Association" in einem achttägigen Kursus bei Gimli Beach in der Canadian Sunday School Mission Camp zu bieten. Die

ser Kursus beginnt mit dem 13. Juni und endigt mit dem 20. Juni. An beiden Sonntagen wird ein reichhaltiges Programm über Sonntagsschularbeit, wie auch über Sommerbibelschul-Arbeit geliefert werden. Neben dem Sonntagsschul-Kursus, der dort geboten wird, gedenken wir auch mit einer Gruppe von Kindern eine Sommer-Bibelschule abzuhalten, so daß ein jeder eine Gelegenheit hat, sich ine Sommerbibelschule von Anfang bis Ende anzusehen. Lehrer A. H. Unruh, der gegenwärtig in Tabor College, Hillsboro, Kansas, ist, kommt zu dieser Woche zurück. Er wird die volle Woche dort an diesem Kursus unterrichten. Die Gegenstände, die dort unterrichtet werden, sind: a) Ein synthetisches Studium der Bücher des Alten Testaments, b) Die Sonntagsschul-Pädagogik, und c) Kinder-Studium.

Klassen sind an jedem Tage vormittags, nachmittags und abends zwei Stunden. An den Abenden werden illustrierte Lektüre (Schattenbilder) über Sommerbibelschule, Winkler Bibelschule, Sonntagsschule, Geschwister A. A. Unruhs Reise nach Indien und andere, die noch nicht festgelegt sind, gegeben werden. Es soll eine Woche der physischen, geistigen und geistlichen Erholung sein, sowohl als ein Kursus für den S.S.-Lehrer.

Der Preis für den achttägigen Kursus, Kost und Logiergeld mit eingeschlossen, haben wir auf $4.00 pro Person gestellt, welches nur 50 Cents pro Tag ist. Wir haben dort für ungefähr 150 Personen Raum, und die ersten 150 Applikationen, die mit dem entsprechenden Gelde eingeschickt werden, werden angenommen. In erster Linie möchten wir S.S.-Arbeiter und solche, die es werden wollen ,dort haben. Aber wir wollen auch, daß die Gemeindeleitung oder sonst von den älteren Personen aus den verschiedenen Gemeinden anwesend sein möchten, um mit der Arbeit mehr bekannt zu werden.

Möchte der Herr uns beistehen, daß diese Arbeit zum Segen für unsere Kinder, unsere Gemeinden und unser Volk sein möchte. Wir empfehlen auch dieses Werk der Fürbitte der Kinder Gottes. Alle Besucher müssen sich den festgesetzten Regeln zur Aufrechterhaltung der Ordnung fügen.

Applikationsformen und nähere Auskunft werden gerne von **Br. A. A. Kröker, Winkler, Man.,** auf Anfrage zugesandt.

Im Namen der Winkler Bibelschule, A. A. Kröker.

P. S. Die Programme für die zwei Sonntage kommen in der nächsten Nummer.

Neueste Nachrichten.

— Eine der ersten Taten der bolschewistischen Herrscher nach dem Antritt der Sowjetmacht war die Enteignung des privaten Besitzes und die Uebernahme aller jener Einrichtungen, die „allgemeine Bedeutung für das Proletariat" hatten. Zu diesen Einrichtungen gehören auch in erster Linie die Kuranstalten, Sanatorien und Privaterholungsheime, die an der Küste der Krim und im Kaukasus liegen. Man eignete sich nicht nur die ehemaligen Zarenschlösser und die staatlichen Sanatorien, sondern auch die Privatanstalten und die Villen an, um aus ihnen „Erholungsstätten für die Werktätigen" zu machen.

Seitdem sind beinahe zwanzig Jahre vergangen, — Zeit genug, um das oft u. laut verkündete „Recht der Werktätigen auf Erholung" auch in der Praxis zu verwirklichen. Was aber ist geschehen? Wie erholen sich diese Werktätigen, die im Frondienst für den Bolschewismus arbeiten, und was wird ihnen geboten? — Jeden Frühling von neuem beginnt in der Sowjetpresse das große Wehklagen über die Vernachlässigung der früher so glänzend ausgebauten Kurorte u. über den Niedergang der Heilsstätten. Wir lesen in der „Prawda" v. 14. April unter dem Titel: „An dem Tor der Heilstätten":

„Simferopol ist nicht nur die Hauptstadt der Republik Krim, sondern auch das Tor zu den Krimer Heilstätten. Auf dem Bahnhof steigen täglich Hunderte von Kranken aus, die nach Jewpatoria weiterfahren. Diese Kranken werden von den Gepäckträgern hinausgetragen — denn eine Tragbare gibt es nicht! Natürlich wissen diese Träger nicht, wie ein an Knochentuberkulose Erkrankter zu behandeln ist, und so sagte denn auch ein Arzt: „Es ist unerhört! Die Früchte einer mehrmonatigen Kur gehen bei einem einzigen Umladen des Kranken in in einen anderen Zug flöten! . . . ."

Kranke Kinder, alte Leute mit Gipsverbänden, Tuberkulöse und andere Kranke — sie alle wissen nicht einmal, wo sie auf dem Bahnhof bleiben sollen. Denn es gibt keine Wartehalle. Der Moskauer Zug z. B. kommt um 4 Uhr morgens, der einzige Zug am Tage nach Jewpatoria geht erst um 18 Uhr ab. Sie müssen sich also 14 Stunden lang herumdrücken . . . Das Büffet arbeitet, wie es ihm behagt. Und ein Glas Wasser gibt es nicht — nur Bier und Schnapps . . . In Jewpatoria selbst gibt es am Bahnhof nur einen Wagen, in der nur ein Kranker Platz hat. Kommen zwanzig an, dann müssen die restlichen neunzehn auf ihre Reihenfolge warten. . . ."

So weit die „Prawda". Wie es in Jewpatoria sonst aussieht, darüber belehrt uns die „Iswestija" v. 18. April:

„. . . . Die Stadt ist ungeheuerlich vernachlässigt. Der Weg vom Bahnhof in die Stadt besteht aus lauter Kuten und Kruben und Löchern . . . Von den sechs Gasthäusern sind zwei vollkommen und zwei zur Hälfte von ständigen Bewohnern besetzt. Das fünfte ist in eine geschlossene Pension verwandelt und das sechste von dem Sadtsowjet mit Beschlag belegt . . . Eine Wasserleitung gibt es nicht, und das Trinkwasserproblem ist äußerst brennend. . . Die Stadt geht im Schmutz und Dreck unter. Abends herrscht ägyptische Finsternis, weil die Stadt zwar eine Kraftstation besitzt, diese aber nicht arbeitet. Die allgemeine Sicherheit steht auf einem sehr niedrigen Niveau", denn die Stadt hat nur drei Milizionäre. . . Der Stadt sind zwar Millionenmittel bewilligt worden, diese wurden aber für andere Zwecke verausgabt, so für die Veranstaltung von Banketten, für Dienstreisen usw. . . ."

Aber sieht es in den anderen Kurorten besser aus? — Die „Prawda" v. 19. April berichtet aus Jalta, daß dort mit Staatsgeldern so nachlässig und willkürlich wie nur möglich gewirtschaftet wird. **„Die Badeverwaltung hat in Moskau spezielle Statuen bestellt, für die teures Geld bezahlt wird, — währenddes haben die Gasthäuser keine Bettwäsche.** Es wurden für 350,000 Rubel modernste Betten und andere Einrichtungsgegenstände bestellt, — die sich alle als Ausschuß erwiesen. . . **Die Schwerkranken sind in den Gasthäusern auf sich selbst angewiesen, niemand kümmert sich um sie.** Und das gleiche Bild weisen schließlich auch die kaukasischen Kurorte auf. Die „Iswestija" v. 15 April berichtet hierüber:

„Die kaukasischen Kurorte sind für den Empfang der Heilung-Suchenden nicht vorbereitet. Während die Verwaltung endlos darüber debattiert, wie die Kurorte am besten eingerichtet werden könnten, geht die wertvolle Zeit dahin. In Pjatigorsk sind 600,000 Rubel allein für den Bau von zwei Trinkhallen ausgegeben. Dort wird übrigens das wertvolle radioaktive Wasser in den Fluß abgeleitet. Die Wasserheilsanstalten sind vernachlässigt. Es fehlt an Eisen und Beton. . . Die berühmte Narsanquelle in Kislowodsk ist verschmutzt und mit Mikroben verseucht. Es mangelt an Aerzten. Dennoch sprechen die Sowjets von ihrer „ständigen Sorge um das Wohl und das Wehe der werktätigen Massen."

— akt. Die rote „Regierung" in Valencia wird nicht müde zu betonen, daß in dem gesamten von ihr beherrschten Gebiet ihre Autorität restlos anerkannt sei und Ordnung herrsche. Welche Ordnung aber tatsächlich im roten Spanien herrscht, darüber gibt folgende Notiz der roten Zeitung „Juventud Libre" Aufschluß. Sie druckt einen Brief aus einem Dorfe ab, in dem folgender Abschnitt vorkommt:

„Auch hier leben wir fast im freiheitlichen Kommunismus. Das Geld ist völlig abgeschafft. Aus diesem Grunde ist es uns leider nicht möglich, den Betrag für die Zeitung zu entrichten."

— DAI. Die jüngst bekannt gewordene Proklamation der südafrikanischen Regierung, durch die wichtige Lebensrechte unserer Volksgenossen in Südwestafrika erheblich beeinträchtigt werden, kommt nicht unerwartet. Seitdem Deutschland nach seiner Wiedererstarkung das unverlierbare Recht auf koloniale Mitarbeit angemeldet hat, sind gewisse Kreise in Süd- und vor allem in Südwestafrika nervös geworden. Inzwischen hat sich die südafrikanische Regierung selbst zum Sprachrohr dieser Kreise gemacht. Ausnahmegesetze gegen unsere Landesleute, die nach wie vor die Träger des Wohlstandes und Gedeihens Südwestafrikas sind, dürften kaum der richtige Weg sein, um die schwerwiegenden Probleme einer Lösung entgegenzuführen. Die Kampfensage der südafrikanischen Regierung richtet sich in erster Linie gegen die Beteiligung der Reichsdeutschen am öffentlichen Leben Südwestes. Man will zwischen den Deutschen, die seit dem Jahre 1923 (Londoner Abkommen) zwangsnaturalisiert sind, und den Reichsdeutschen eine tiefe Kluft aufreißen und hofft, auf diese Weise den einen Teil gegen den anderen ausspielen zu können. Vor allem richtet sich wohl die Proklamation gegen die deutsche Gesamtorganisation, den Deutschen Bund, und es ist wohl als Drohung aufzufassen, wenn nochmals darauf hingewiesen wird, daß unerwünschte Personen", die nicht naturalisiert sind, des Landes verwiesen werden können, wenn sie sich an politischer Propaganda beteiligen.

Es ist auf den ersten Blick ersichtlich, daß diese Kundgebung eine schwere Verletzung der Mandatspflichten seitens der südafrikanischen Regierung bedeutet. Die deutsche Regierung hat in ihrer Antwortnote vom 2. April schärfste Verwahrung eingelegt und die Vorwürfe gegen eine unzulässige Einmischung Reichsdeutscher als völlig unberechtigt zurückgewiesen; demgegenüber auch darauf aufmerksam gemacht, daß die früher gemachten Zusagen hinsichtlich politischer, kultureller, sprachlicher und teilweise auch wirtschaftlicher Gleichberechtigung immer mehr versagt worden sind. Dabei wird noch hervorgehoben, daß die deutsche Regierung wiederholt gebeten hat, die Spannungen in Südwest durch beiderseitiges Einvernehmen zu beseitigen.

Geschichtsstudium.

Die Olthoffs von Bettewehr.

Der Untergang eines ostfriesischen Dorfes

Erzählung von Heinrich Dirks

(Fortsetzung)

Ueberhaupt führten die Olthoffs ein Einzeldasein neben der Dorfgemeinschaft, obwohl sie von allen geschätzt wurden u. man heute überall mit Achtung sowohl von dem alten wie von dem lebenden Haje sprach. Nirgends war der Deich so in Ordnung, wie vor dem Olthoff. Kein Mauseloch entging dem Bauern. Häufig war er bei Ausbesserungsarbeiten anzutreffen.

Und doch sollte alle seine Aufmerksamkeit nichts nützen.

Wieder kam eine Sturmnacht über Bettewehr, die alle Männer im Kampf gegen den alten Feind verbringen mußten.

Weihnachten war. Aber die Friesen konnten nicht feiern. Der Nordwest heulte, und die Wassermassen schlugen an die Küste, so daß es schien, daß der Weltuntergang nahe. Doch die Männer gingen siegreich aus dem Kampf gegen die Elemente hervor. Noch einmal war es ihnen gelungen, ihr Land, ihr Dorf zu erhalten. Aber welch ein Sieg war es, den sie errungen hatten?

Der Sturm hatte gewütet wie nie zuvor. Der Deich hatte sehr gelitten, und an vielen Stellen hatte das Wasser Einlaß gefunden. Die letzten paar Häuser des Vorlandes, die dort auf hohen Warfen gestanden hatten, waren über Nacht verschwunden, und hinter dem Deich war auch manches Anwesen vernichtet worden. Dreizehn Häuser, mehr als die Hälfte des ganzen Dorfes, waren weggespült. Doch was noch schlimmer war, auch Menschenleben hatte die Gemeinde zu beklagen. Zwei Familien der ausgedeichten Höfe waren von dem Unwetter überrascht worden und hatten das rettende Land nicht mehr erreichen können! Zehn Angehörige des Dorfes waren in den Fluten ertrunken!

Wie keine Sturmnacht zuvor, nicht einmal wie jene am Ende des 16. Jahrhunderts, hatte diese Leid über Bettewehr gebracht. Trauer war im ganzen Dorf. Und einige Wochen nach dem Wüten des Meeres mußte die Glocke, die in jener Nacht als Sturmzeichen die Männer an den Deich gerufen hatte, den Opfern dieses Orkans, die das Meer wieder an die Küste geschwemmt hatte, das dumpfe Geläut auf dem letzten Erdenwege geben.

Wie zu des alten Hajes Zeiten beschloß eine Gemeindeversammlung bald nach dem Unglück über das Wohl und Wehe des Dorfes. Diesmal drang der Olthoff aber mit seiner Meinung durch, daß der Deich erhöht werden müßte. Schwere Anschuldigungen hätte er gegen manchen Bauern vorbringen können, die ihren Deichpflichten nicht ganz nachgekommen waren. Sein Hof war ja auch nur erhalten worden, hatte das Unwetter ja auch nur überstanden, weil er wie kein anderer vorgesorgt hatte.

Haje verzichtete darauf, diese Anschuldigungen auszusprechen. Alle waren ja durch das Schicksal genug bestraft worden. Ohne Zwist sollte an das neue Werk herangegangen werden.

Schon ein Jahr nach der Sturmesnacht 1717 waren alle Hände fleißig am Werk, die Schutzwehr zu verstärken. Unter großem Kostenaufwand wurde sie erneuert. Tiefe Spittdoben grub man aus, um immer wieder neue Erde auf den Damm zu liefern. Auch im nächsten Sommer wurde weitergebaut. Als dann der Herbst in das Land kam, da konnten die Dorfbewohner sich mit ruhigem Gewissen der Nachtruhe hingeben. Ein Deich war entstanden, wie ihn Bettewehr vordem nie besessen hatte, eine Schutzwehr, die die Nordsee nicht vernichten würde.

An den Wintertagen stand Haje oft auf seinem Warf und schaute über den Deich hinaus auf das gierig rauschende Meer. Ein stolzes Gefühl wollte dann in ihm aufkommen Das, was sein Vorfahr nicht schaffen konnte, hatte er ferriggebracht. Sein Dorf hatte einen Deich erhalten, wie er weit und breit nicht zu sehen war. Dem Meere waren feste Grenzen gesetzt. Die Befürchtungen des alten Haje, daß auch einmal der Olthoff ein Opfer der Naturgewalten werden könnte, würden nie eintreffen. Er, der junge Olthoff, wollte schon aufpassen, daß der Besitz der Familie erhalten bliebe!

Ohne daß die Einwohner von Bettewehr es ahnten, war dem Dorfe ein neuer Feind erwachsen. Sie die gewohnt waren, ihren alten Erbfeind, die Nordsee, zu bekämpfen, konnten sich nicht denken, daß ein anderer Gegner als die Naturgewalten für sie gefährlich werden konnte.

Gegen den Willen des Fürsten von Ostfriesland hatten die Stände Hans Homfeld von Ditzum und Jakob Campen von Wirdum zu Deichrichtern erwählt.

Eines Tages erschienen sie in dem Dorfe, um sich den Deich anzusehen. Mißtrauisch sah Haje diesem Besuch entgegen, wie er alles mit Mißtrauen betrachtete, was von außerhalb kam. Voller Stolz zeigte er den beiden Deichrichtern aber den neuen Deich. Solch ein Werk würden sie noch nicht gesehen haben! Diese Höhe und Stärke hatte keine Schutzwehr der ganzen Umgebung! Bettewehr brauchte sich nicht seines Deiches zu schämen, es brauchte nicht mit gemischten Gefühlen der Besichtigung durch die Deichrichter entgegensehen! Aber die erwarteten Worte des Lobes und der Ueberraschung von den Deichrichtern blieben aus. Mit Verwunderung sah Haje, daß dieser Prachtbau gar keinen Eindruck auf die beiden machte.

Bestimmt ging er mit ihnen weiter. Ja, Campen hatte sogar bald etwas zu bemängeln. Die Spittdobben, die am Fuße des Deiches lagen, waren ihm zu groß und zu nahe am schützenden Damm. Unüberlegt sei hier gebaut worden. Man hätte besser getan, diese Löcher weiter landeinwärts zu graben. Sie könnten das ganze Werk gefährden. Ja, sie würden es sogar, wenn wieder eine schwere Sturmflut käme wie 1717 und an nur einer Stelle Einlaß fände. Haje wollte zuerst erwidern, daß dieses Bollwerk an keiner Stelle den Wassern Einlaß gewähren würde. Zu stolz sei es, um auch nur an einem Punkte nachzugeben. Aber er konnte keine Worte finden. Zu stark ärgerten ihn die kleinlichen Anschuldigungen der Deichrichter. Auf seiner Stirn grub sich eine dicke Zornesfalte, die seine innere Empörung verriet. Da war es ihm in Zeiten der höchsten Not im Dorfe gelungen, alle zusammenzuführen und diesen Deich zu errichten. Das kleine, so geschwächte Dorf hatte die kaum glaubliche Leistung vollbracht, dieses Werk allein zu Ende zu bringen. Und jetzt kamen diese Leute, um das zu schmähen, was sie so mühsam aufgebaut hatten, was sein ganzer Stolz war!

Verärgert ließ Haje die Deichrichter einfach stehen und ging seinem Hofe zu. Die beiden sahen ihm ganz verblüfft nach und gebrauchten lange Zeit, bis sie wieder Wort fanden.

Für den Abend hatten die Deichrichter eine Veramnlung einberufen. Sie wollten ihr Urteil über die Schutzwehr abgeben, wie es Sitte war, und gleichzeitig ihre Forderungen über neue Befestigungen mitteilen. Haje war verärgert über das Benehmen von Campen und hatte vor, nicht an dieser Zusammenkunft teilzunehmen. Wichtiges konnte dort ja eigentlich auch nicht vor sich gehen; denn der Deich war in Ordnung. Die beiden hatten vielleicht über dieses oder jenes zu nörgeln, wie sie es auch bei der Besichtigung getan hatten. Das war ja aber weiter nicht wichtig! Er würde sich höchstens darüber ärgern, und das wollte er auch nicht. Von dem einen Zusammensein mit den beiden hatte er genug und verzichtete auf eine zweite Zusammenkunft.

Etwas rief ihn aber wieder zu dieser Versammlung. „Wer weiß, was dort geschieht", sagte er sich, um doch gleich wieder über diese kleinlichen Bedenken zu lachen. Was sollte dort viel geschehen? In Wirklichkeit aber wollte er für sein Werk eintreten, wollte es verteidigen. Diese Fremden, die kein Urteil über seinen Deich hatten, sollten erfahren, was hier geleistet worden war, sollten merken, wen sie vor sich hatten!

So saß Haje am Abend wirklich in der Dorfschenke. Er hatte sich nicht an den ersten Tisch zu Homfeld und Campen gesetzt, wo eigentlich sein Platz gewesen wäre Abstand wollte er von den beiden haben und sich nicht den Abend durch das nahe Zusammensein mit ihnen gründlich verderben. Ruhig unterhielt er sich mit Dirk Gerdsen über Fragen der Feldbestellung. Es war ihm nicht anzumerken, daß er mit einer gewissen Unruhe hier saß.

Claas Claasen eröffnete die Versammlung. Er begrüßte die Gäste, die das stolze Werk von Bettewehr gesehen hätten und bat sie dann, über ihre Besichtigung zu sprechen Homfeld nahm dann das Wort. In dürren Sätzen stellte er dar, daß der Deich von Bettewehr in Wirklichkeit gar nicht solch ein stolzes Werk sei, wie der Leiter der Gemeinde glaube, sondern daß er große Fehler habe, die das Verderben des Dorfes in sich bergen könnten. Groß und stark sei er zwar wie kein anderer. Aber das allein genüge nicht. Vor allem die Spittdobben hinter dem Damme seien zu nahe an der Schutzwehr und viel zu groß, als daß man von einem sicheren Schutz sprechen könnte. Er sei mit dem Deichrichter derselben Ansicht, daß sie als Deichrichter es nicht verantworten könnten, das Dorf in diesem unsicheren Schutz zu lassen. Abhilfe müsse geschaffen werden, damit nicht eines Tages wie vor wenigen Jahren Menschenleben zu beklagen seien. Der alte Deich vor Bettewehr sei nicht mehr zu halten. Mit diesen Löchern hinter dem Grenzwall könnte man keine Nacht ruhig schlafen. Es sei vor allem aus dem alten Gebilde eines Vernünftiges mehr aufzubauen. Ein neuer Deich müsse errichtet werden, der einige hundert Meter weiter landeinwärts auf die Kirche zu verlaufen solle. Der Weg zur Kirche, der festgefahren und festgetreten sei, würde den richtigen, standhaften Untergrund für das neue Bollwerk abgeben.

Entgeistert starrten die Bauern den Sprecher an. Sie konnten die Worte Homfelds gar nicht begreifen. Wie konnte man mit ihrem Deich, den sie mit so großer Mühe gemeinsam aufgebaut hatten und der stark war wie kein anderer, nicht einverstanden sein?

Ein Lob hatten sie erwartet und hatten daher schon in festlicher Stimmung den Raum betreten und sich vorgenommen, heute abend in froher Stunde zusammenzusitzen. Das konnte doch nicht ernst sein, was Homfeld da sagte?

Eine lähmende Stimmung lag über allen, als der Deichrichter sich wieder setzte. Als erster hatte Haje sich gefaßt. Er erschien ganz ruhig, als er aufstand und um das Wort bat.

Beherrscht trug er auch vor, daß der Deich jeder Sturmflut standhalten könne und sie sicher hinter diesem Bollwerk lägen. Die Anwesenden wüßten alle, mit welcher Sorgfältigkeit beim Bau im vorigen Jahre gearbeitet worden sei. Von vielen schönen und neugeschlagenen Hölzungen und Höfden sei das Werk gestützt. So fest sei noch nie ein Deich gewesen wie dieser. Daran könnten auch die Spittdoggen nicht ändern. Diese lägen hinter der Schutzwehr und bärgen keine Gefahr in sich, da der Wall an allen Stellen so fest sei, daß das Wasser niemals dorthin gelangen könne. Ein neuer Deichbau, von dem der Verwalter spräche, könne wohl nicht ernsthaft geplant sein. Dieses Land, das vor wenigen Jahren so mühsam behauptet worden sei, dürfe nicht aufgegeben werden, nachdem die Einwohner sich selber in dieser Weise geschützt hätten.

Zustimmende Rufe begleiteten Hajes Ausführungen. Mancher Bauern warf noch eine Einzelheit in seine Rede hinein, die die Deichrichter von der Sicherheit Bettewehrs überzeugen sollte.

Diese ließen sich aber nicht beirren. Campen erklärte nur, daß sie als Deichrichter besser wissen müßten als alle anderen, was zur Sicherheit des Landes notwendig sei. Der neue Damm müsse gebaut werden. Dagegen würde auch alles Protestieren der Anwesenden nichts nützen.

Voller Wut stand Haje jetzt auf. Was für ein Interesse die Verwalter daran hätten, daß ein neuer Deich gebaut werden sollte, wo der alte so stark sei? Die Spittdobben seien doch wirklich kein Grund dafür! Sie könnten zur Not zugeworfen werden, wenn die Deichrichter wirklich darauf bestünden. Aber auch das sei nicht einmal notwendig.

(Schluß folgt.)

— **Kopenhagen.** Zwei schwere Erdstöße wurden am Montag mittag in den 35 Meilen südöstlich von hier gelegenen Orten Rodwig und Stevens Klint verspürt. Zahlreiche Gebäude wurden schwer beschädigt.

Neueste Nachrichten.

— nb. Wer Rußland kennt, kennt auch die sauberen deutschen Kolonistendörfer — die Schmuckkästchen in der Landwirtschaft des russischen Riesenreichs der Vorkriegszeit. Wo man hinkam, ob in Wolhynien oder Podolien, ob am Mittel- oder am Unterlauf der Wolga, ob diesseits oder jenseits des kaukasischen Bergrückens, ob am Ural oder im Orenburger Steppengebiet, ob in West- oder in Ostsibirien, ja selbst in der entlegenen unwirtlichen Kirgisensteppe Turkestans stieß man auf die gradlinig angelegten, mit breiten, sauberen Straßen versehenen Dörfer der deutschen Kolonisten mit ihren schmucken, meist weiß oder rosa angestrichenen Häuschen mit Vorgärten, und in ihrer Mitte die nie fehlende Dorfkirche oder aber — je nach den Mitteln der Gemeinde — ein Bethaus, oft mit dem Reiter darauf, dem Kennzeichen der Herrnhuter. Als wahre Musterbeispiele deutschen Bauernfleißes mußten aber zweifellos die großen geschlossenen Siedlungen am Schwarzen Meer, in Jekat., Taur. u. in d. Krim angesprochen werden, die allgemein dafür bekannt waren, die bestorganisierten u. ertragreichsten landwirtschaftlichen Betriebe Rußlands zu sein.

So war es einst.

Heute, nach fast 20 Jahren bolschewistischer Experimente auf dem flachen Lande, ist die Lage in den deutschen Dörfern eine geradezu trostlose geworden. Viele deutsche Bauern, die die Möglichkeit hatten, wanderten aus, größtenteils nach Amerika; für die Verbliebenen wurde das inzwischen sowjetisierte Dorf zur wahren Hölle. Mit Gewalt in die Kollektivwirtschaften gezwängt, verloren die deutschen Kolonisten die ihnen eigene persönliche Initiative an ihrer Arbeit, und die bolschewistische Agrarpolitik bekam es schließlich fertig, die Wirtschaftsbetriebe dieser fleißigen Bauern vollends zu zerschlagen.

— Marseilles, Frankreich. Im Schnellzug Bordeaux — Marseilles explodierte ein Zeitbombe, durch welche zwei Personenwagen in Brand gesetzt wurden. Eine Person soll getötet, vier weitere verwundet worden sein. Man glaubt daß die Bombe so gestellt worden war, daß sie im Bahnhof von Marseilles explodieren sollte. Der Zug hatte jedoch zwei Stunden Verspätung, und die Bombe ging daher 42 Meilen nördlich von Marseilles los.

— La Rochelle, Frankreich. 2,300 Kinder trafen an Bord des alten Dampfers „Habana" von Spanien hier ein. Die Kinder wurden durch die von spanischen Nationalisten blockierte Bai von Biskaya unter dem Schutze eines englischen und eines französischen Kriegsschiffes gebracht. Die „Habana" ging in der Pertuis D'Antioche-Bai vor Anker. Die Kinder werden auf der Oberon Insel, 600 Meilen nördlich von Bilbao, in Zufluchtslagern untergebracht werden.

— Madrid. In der Wohnung des Konsuls von Peru wurden 400 Spanier verhaftet, die beschuldigt werden, mit einem Kurzwellenapparat mit den Nationalisten in Verbindung gestanden zu haben. Wie amtlich bekannt gegeben wird, wurde der Ueberfall von 50 mit Maschinengewehren ausgerüsteten Polizisten ausgeführt, die das Gebäude umstellten.

— Danzig. Die nationalsozialistische Verwaltung von Danzig wird für die nächsten vier Jahre beibehalten, wie der Danziger Volkstag mit 47 gegen 20 Stimmen beschlossen hat. Ein Abgeordneter enthielt sich der Stimme.

— Perpignan. Radiostationen in Barcelona forderten alle Aerzte der Stadt auf, sich unverzüglich nach den Hospitälern zu begeben, wo seit den Kämpfen am Abend Hunderte von Personen in ihrem Blute lägen. Gleichzeitig bat man Privatpersonen, sich zu Bluttransfusionen zu stellen. Aus diesen Aufrufen geht hervor, daß die zahlreichen Opfer der blutigen Straßenkämpfe seit ihrer Einlieferung im Hospital ohne Pflege gelegen haben.

Fast gleichzeitig forderten Radiostationen der aufständigen Radikalen und der Regierung ihre Anhänger auf, sich zur Entgegennahme weiterer Befehle zu melden. Man schließt daraus, daß die augenblickliche Waffenruhe nur eine momentane Stille ist. Die Anarchisten wollen 8,000 völlig ausgerüstete Soldaten auf ihrer Seite haben. Die Syndikalisten ihrerseits haben angeblich 12,000 Soldaten von der Zaragozafront zurückgezogen.

— London. Als das Kriegsschiff „Espana" der spanischen Nationalisten unterging, wurde in die Welt posaunt, daß die tapferen roten Flieger das Kriegsschiff erledigten und daß eine Fliegerbombe in den Schornstein des Schiffes fiel und eine gewaltige Explosion verursachte. Hierzu berichtet die United Preß:

Sir Samuel Hoare, Erster Lord der Admiralität, gab im Unterhaus bekannt, daß das nationalistische Kriegsschiff „Espana" wahrscheinlich auf eine Miene auflief und nicht von Fliegern versenkt wurde.

Der Admiralität wurde von dem Kapitän des britischen Dampfers „Knitsley", der sich in der Nähe des Kriegsschiffes „Espana" befand, mitgeteilt, daß das Schiff wahrscheinlich auf eine Mine auflief. Er gab an daß drei loyalistische Flugzeuge hoch über dem Schlachtschiff kreuzten, daß er aber nichts von Bomben sah.

— Berlin. Der deutsche Botschafter von Ribbentropp wurde bei dem britischen Außenminister Anthony Eden hinsichtlich der gemeinen Hetze gegen Deutschland vorstellig, welche in den Londoner Zeitungen in Verbindung mit den Kämpfen im Raum von Bilbao betrieben wird. Der deutsche Botschafter nahm zunächst auf die vom britischen Reuterbüro wiederholt verbreiteten Lügenberichte aufmerksam, in denen es hieß, deutsche Flugzeuge hätten Guernica bombardiert und außerdem seien deutsche Truppen in San Sebastian gelandet worden. Beide Berichte wurden später von dem Reuterbüro widerrufen, nachdem sie in alle Welt posaunt worden waren. Von den Widerrufen hat die Auslandpresse indessen keine Notiz bekommen.

— London. Versicherungssachverständige schätzten, daß das Unheil der „Hindenburg" Versicherungsgesellschaften eine Gesamtsumme von 750,000 Pfund Sterling ($3,750,000) kosten wird, die sich auf England, die Ver. Staaten, Deutschland und andere Gesellschaften erstrecken. Die Hülle der „Hindenburg" allein war für 6,000,000 Mark ($2,400,000) versichert, alle Zufälligkeiten deckend.

— London. Dreiundvierzig Nationen nahmen durch offizielle Vertreter an der Krönung von König Georg VI. und Königin Elisabeth teil und unter den ausländischen Repräsentanten befanden sich eine ganze Anzahl Prinzen und Prinzessinnen.

Das Königreich Holland war durch ein interessantes Paar vertreten, nämlich durch die Kronprinzessin Juliana und ihren Gemahl Prinz Bernhard von Lippe-Biesterfeld.

Der Hauptrepräsentant des Königreichs Rumänien war der 16 Jahre alte Kronprinz Michael

Norwegen war vertreten durch den Kronprinzen Olaf und die Kronprinzessin. Der Kronprinz kennt England vielleicht besser als irgend ein Mitglied einer ausländischen Herrscherfamilie. Sein Vater, der jetzt 64 Jahre alte König Haakon verehelichte sich mit der Prinzessin Maud, der jüngsten Tochter des Königs Edward VII. und in den früheren Jahren ihres Ehelebens verbrachten sie viel Zeit in England. Kronprinz Olaf wurde hier in Sandringham vor 34 Jahren geboren.

Die Königin von Norwegen, seine Mutter, unterhält ein Haus auf ihrem Besitz zu Sandringham und hält sich hier sehr oft auf.

Kronprinz Friedrich von Dänemark sowie die Kronprinzessin vertraten Dänemark. Die Kronprinzessin war die frühere Prinzessin Ingrid eine Tochter des Kronprinzen von Schweden. —

Prinz Felix von Luxemburg vertrat dieses kleine Fürstentum mit einer Bevölkerung von ungefähr 300,000. Er ist Prinzgemahl der Großherzogin Charlotte von Luxemburg. —

Das Kaiserreich Japan schickte den Bruder des Kaisers, nämlich Prinz Chichibu und seine Gemahlin. Er wird Sr. Majestät König George VI. den höchsten Orden des japanischen Reiches verleihen, nämlich den Chrysanthemum-Orden und Ihr Majestät Königin Elisabeth wird ausgezeichnet werden durch Verleihung des höchsten japanischen Ordens für Frauen, nämlich den Orden der Heiligen Krone. —

Außerdem kamen Prinzen und Fürstlichkeiten als Repräsentanten von Jugoslavien, Griechenland, Belgium usw.

Das deutsche Reich war durch drei hervorragende Führer der Streitkräfte des Landes vertreten, nämlich durch Generalfeldmarschall Werner von Blomberg, den persönlichen Vertreter des Reichsführers Adolf Hitler. Er war begleitet von Generalmajor der Luftwaffe H. J. Stumpf und Admiral Otto Schultze, Befehlshaber der Nordseeflotte.

— General Pershing, der einstige Oberbefehlshaber der amerikanischen Truppen in Frankreich, trug bei der Krönung des König Georgs VI. eine der glänzendsten Uniformen, in der je ein amerikanischer Offizier gesehen worden ist. Anstatt der Khaki-Uniform trug er eine Uniform, die von Beamten des Kriegs-Departements als „General Grant" bezeichnet wurde.

— Berlin. Deutschlands höchster Luftfahrbeamter führte die Zerstörung des Luftschiffes „Hindenburg" auf das „**Walten einer höheren Macht" zurück. Gleichzeitig jedoch hat Generaloberst Hermann Wilhelm Göring als Reichsluftfahrtminister die Anordnung getroffen, daß die Arbeit an dem neuen Zeppelin möglichst beschleunigt werde.**

Seine Regierung hat unterdessen eine Untersuchungs-Kommission nach dem Schauplatz der Flammentragödie von Lakehurst abgesandt. Die Kommission, an deren Spitze der Zeppelinpionier Dr. Hugo Eckner steht, ist im Flugzeug in Cherbourg, Frankreich, angelangt, um dort den Dampfer „Europa" zur Fahrt nach New York zu besteigen. Sie besteht aus sechs Mitgliedern.

„Eine höhere Macht", sagte Reichsminister Göring in Düsseldorf, „hat in wenigen Sekunden zerstört, was Menschenhände mit unendlicher Mühe und Sorgfalt geschaffen hatten. Wir beugen uns dem Willen Gottes, gleichzeitig aber blicken wir mit unerschütterlicher Zuversicht mutigen Herzens in die Zukunft, um das Werk zur Bezwingung der Luft fortzusetzen."

— aki. Die antireligiöse Zersetzungspropaganda des „Verbandes der proletarischen Gottlosen Frankreichs" (Französische Sektion der proletarischen Freidenker-Internationale) hat im letzten Jahre einen gewaltigen Auftrieb erfahren. Im Oktober 1935 war in Paris ein **antireligiöses Institut** gegründet worden, das den organisatorischen Rahmen für die Gottlosenagitation in ganz Frankreich schuf. Von großer Bedeutung für die breite Entfaltung des Kampfes gegen die Religion war die im gleichen Jahre erfolgte Gründung der „Volksfront," weil diese der kommunistischen Partei Frankreichs die Möglichkeit bot, die atheistischen Tendenzen innerhalb d. französischen Sozialdemokratie und auch die „laizistischen" Bestrebungen der Radikal-Sozialisten in die kommunistische Gottlosen-Kampagne einzufügen und auf diese Weise einen richtiggehenden antireligiösen Feldzug zu entfesseln.

— Das „Posener Tageblatt" Nr. 73 erfährt aus Aleppo, daß in einer syrischen Schule kommunistische Wühlarbeiten aufgedeckt worden seien. Bei verschiedenen Schülern konnten kommunistische Flugschriften beschlagnahmt werden.

— „New York Staatszeitung und Herold", New York, veröffentlicht vor mehreren Wochen einen bedeutsamen Artikel über die Lage des Sudetendeutschtums. Der Aufsatz trägt die Ueberschrift: „Deutsche hungern . . . . . ." Das amerikanische Blatt stellt u. a. fest: Als Konrad Henlein die Sudentendeutsche Partei schuf, war dies der Ausdruck einer klaren Zielrichtung der erdrückenden Mehrheit der Deutschen, ihrer kulturellen und wirtschaftlichen Weiterbestand in jeder durch das Gesetz erlaubten Weise zu sichern. Man hat von maßgeblicher Seite der Sudetendeutschen Partei es an Loyalitätsbeweisen dem Staat gegenüber nicht fehlen lassen und so frägt man sich mit Recht, warum man von tschechischer Seite auf immer stärkere Mittel der Entrechtung des deutschen Volksteiles sinne. Wäre es nicht klüger, anstatt verstärktem Druck, der immer Gegendruck und damit Verschärfung der Lage erzeugt, dem Zeitgeist folgend, Versöhnlichkeit und Friedensbereitschaft walten zu lassen.

— Die „Deutsche La Plata Zeitung" teilt mit, daß es einer Gruppe Polizeibeamter in der Vorstadt Braz de Pina von Rio de Janeiro gelungen sei, in einem kleinen Haus eine kommunistische Organisation auszuheben. Bei der Ankunft wurden die Polizeibeamten nach Meldung des Blattes aus dem Gebäude von mehreren Leuten heftig mit Revolvern beschossen. Schließlich gelang es den Beamten einzudringen. Es konnte jedoch nur noch einer der Kommunisten, der verwundet worden war, festgenommen werden, die übrigen sind entkommen.

— afi. Im Jahre 1932 zählte die Sozialistische Partei in Frankreich 130,000 Mitglieder, die Kommunistische Partei 25,000. Gegenwärtig hat die Sozialistische Partei 202,000 und die kommunistische 304,916 Mitglieder. Im Jahre 1932 zählte die Sozialistische Jugend 11,286 Mitglieder, die Kommunistische Jugend jedoch hatte nur 3,000 Mitglieder. Jetzt hat die Sozialistische Jugend 40,000 und der Komsomol — 92,044. Die tägliche Durchschnittsauflage des „Populaire" beträgt 200,000, die tägliche Auflage der „Humanite" 450,000 Exemplare.

— Rom. Britische Zeitungen, mit Ausnahme von dreien, wurden in Italien verboten, und alle italienischen Zeitungskorrespondenten in London wurden zurückberufen.

Diese Maßnahmen, im Verein mit einem halbamtlichen Boykott der Krönungsfeier am 12. Mai, bildeten die Antwort auf das, was von der italienischen Presse mit beträchtlicher Bitternis als eine Lügenkampagne gegen Italien" in britischen Zeitungen, besonders auch mit Bezug auf angebliche Niederlagen der Italiener in Spanien, bezeichnet wird. Sie beziehen sich ferner auf die Tatsache, daß England einen Vertreter Haile Selassies, des von den Italienern besiegten Kaisers von Aethiopien, zur Teilnahme an der Krönungsfeier eingeladen hatte.

In einer amtlichen Kundgabe werden die Maßnahmen „auf die Stellungnahme fast sämtlicher britischen Zeitungen gegen Italien und die italienische Armee" zurückgeführt.

— Ub. Bekanntlich haben die Sowjets in ihrer neuen sog. „demokratischen" Verfassung (Kapitel XI, Artikel 134) großsprecherisch verkündet, daß „die Wahlen in alle Räte auf Grund des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts in geheimer Abstimmung" durchgeführt würden. Daß dieses neueste Propagandakunststück der Moskauer Machthaber mit der sog. „Stalin-Verfassung" in erster Linie für die leichtgläubigen Gemüter der westeuropäischen Demokratien und das Genfer Forum bestimmt ist, für den Innengebrauch in der Sowjetunion aber gerade das Gegenteil bezweckt, erhellt schon daraus, daß in Artikel 141 verordnet wird, daß „das Recht zur Aufstellung von Kandidaten den kommunistischen Parteiorganisationen, Gewerkschaftsverbänden usw. vorbehalten ist", sodaß wiederum nur Stalin hörige Kommunisten gewählt werden können und demnach alles beim alten bleibt.

— afi. Seit dem Verbot der Kommunistischen Partei Indiens im Juli 1934, arbeiten die Kommunisten in Indien illegal. Sie haben den strikten Auftrag, sich den großen antiimperialistischen, nationalrevolutionären Bewegungen, d. h. vor allem der Kongreßpartei zu nähern und diese ins bolschewistische Fahrwasser hinüberzuziehen.

Es ist interessant und höchst aufschlußreich, daß Moskau den überwältigenden Erfolg, den die indische Kongreßpartei bei den letzten Wahlen errungen hat, als einen Sieg feiert, der dem Kommunismus noch zugute kommen wird.

— Die „Deutsch-Französischen Monatshefte" Berlin veröffentlichen einen in französischer Sprache abgefaßten Aufsatz, in dem sich die französische Sängerin Jane Herault-Harle sehr anerkennend über das neue Deutschland äußert. Die Künstlerin, die in verschiedenen Städten sang, stellt u. a. fest: „Ueberall wurde mir große Sympathie entgegengebracht. Es ist das erstemal, daß ich mit dem deutschen Publikum in direkten Kontakt kam. Ich habe dabei beobachtet, daß die deutschen Zuhörer eine hervorragende musikalische Erziehung haben. Meine schönste Erinnerung von allen Empfängen sind die liebenswürdigen Worte, die man an mich richtete. Ich fühlte daß diese Worte allen Komponisten galten, die ich interpretierte: ich war besonders glücklich in Deutschland singen zu können.

Ich erachte es als meine Pflicht, all denjenigen, die eine Annäherung beider Länder wünschen, zu sagen, daß eine Künstlerin, welche dem deutschen Publikum die Werke ihrer Landsleute vorführte, aufs herzlichste empfangen wurde.

— Die in New York erscheinende Zeitschrift „German-American Commerce Bulletin" veröffentlicht in Nr. 2 einen Auszug aus einem Rundfunkvortrag des amerikanischen Universitätsprofessors Charles C. Tansill, Washington, der im vergangenen Herbst das „Neue Deutschland" bereiste und seine Eindrücke schildert. In seinem Rundfunkvortrag erklärte er u. a.: Es ist sehr klar, daß die erschreckenden statistischen Angaben, die in der amerikanischen Presse in Bezug auf einen angeblichen Bankerott in Deutschland erscheinen, ebenso unbegründet wie böswillig sind. Wenn diese amerikanischen Pessimisten tatsächlich das „Neue Deutschland" in seiner Evolution, mit den Fabriken, die die volle Arbeitszeit hindurch in Betrieb sind, mit seinen reichen Vorräten und mit der deutschen Wissenschaft, die erfolgreich die industriellen Bedürfnisse in erstaunlicher Weise unterstützt, gesehen hätten, so würden sie rasch ihre Haltung ändern. Eines ist sicher, der bedeutsame Vormarsch dieses „Neuen Deutschlands" wird bald von den Wirtschaftlern, die die Wirklichkeit erkennen und die es ablehnen, durch falsche Information, die nur einer feindlichen Propaganda entstammen, beeinflußt zu werden, begrüßt werden.

— **Im Frühjahr 1935 erteilte die norwegische Regierung unter dem Druck der radikalen Marxisten dem jüdischen Weltrevolutionär Trotzki-Bronstein die Aufenthaltsgenehmigung in Norwegen.** Die Erlaubnis wurde ihm nur auf sein ausdrückliches Versprechen hin bewilligt, daß er sich jeder politischen Tätigkeit enthalten werde. Die marxistische Presse bemühte sich, im Lande den Eindruck zu erwecken, daß Trotzki ein schwerkranker Mann und ganz ungefährlich sei. Sie gab diese Haltung selbst dann nicht auf, als die revolutionären Umtriebe Bronsteins in Norwegen bekannt geworden waren.

Trotzki-Bronstein, der auf seinen langjährigen revolutionären Streifzügen durch die ganze Welt überall Verwirrung und Unruhe gestiftet hat, fühlte sich selbstverständlich an die Zusicherung der norwegischen Regierung gegenüber in keiner Weise gebunden. Bald war der kleine Ort Hönefoß, wo Trotzki bei seinem Parteifreund Knudsen wohnte, zur eigentlichen Zentrale der IV. Internationale geworden. Das rege Kommen u. Gehen der trotzkistischen Verschwörer, das in dem sonst so stillen Dorf besonders auffiel, sowie der umfangreiche Post- u. Telefonverkehr ließ schnell den Verdacht aufkommen, daß der „schwerkranke Mann" eine fieberhafte politische Tätigkeit entfaltete. Aufsätze aus der Feder Trotzkis, die in deutscher, französischer, englischer, russischer und anderen Sprachen erschienen, bewiesen, daß der ehemalige Bolschewistenhäuptling über die Vorgänge in der internationalen Politik laufend und bestens unterrichtet war. Ein regelmäßiger Kurierdienst ermöglichte es ihm, mit seinen Unterführern in den verschiedenen Ländern direkte Verbindung zu halten. Außerdem empfing er häufig Besuche von prominenten Funktionären der IV. Internationale, so z. B. von ihrem Generalsekretär Raymond Molinier. Von mehreren „Sekretären" umgeben, organisierte er von dem stillen Hönefoß aus Unruhen in Spanien, Frankreich, Holland und anderen Ländern.

Die nichtmarxistische Presse Norwegens führte einen heftigen, lange Zeit aber vergeblichen Kampf gegen die augenfällige Verletzung der Asylrechtsbe-

stimmung durch Trotzki. Erst das durch einige Mitglieder der nationalsozialistischen Bewegung Norwegens zutage geförderte belastende Material machte die systematischen Verschleierungsmanöver der Marxisten zu schanden. Norwegen wollte von dem ewigen Sowjetjuden befreit sein! Die norwegische Regierung verfügte daher zunächst seine Internierung und schließlich (Ende November 1936) seine Ausweisung.

Nachdem die Versuche, Trotzki in England, Frankreich oder Belgien unterzubringen, gescheitert waren, gelang es schließlich den emsigen Bemühungen der IV. Internationale und ihrer Helfershelfer, von der mexikanischen Regierung die Einreiseerlaubnis für Trotzki zu erhalten. Auch die Aufenthaltungsgenehmigung in Mexiko ist gebunden an das Verbot jedweder politischen Betätigung, das natürlich von Trotzki-Bronstein akzeptiert — und prompt gebrochen worden ist. Anfang Februar wollte er über Telefonkabel eine Hetzrede an seine New Yorker Anhänger halten. Diese wurden allerdings enttäuscht, denn unbekannte Täter hatten das Kabel, über das die Rede gehalten werden sollte, dicht an der mexikanischen Grenze durchschnitten. Außerdem führte dieser Einmischungsversuch Trotzkis in die inneren Angelegenheiten der USA zu heftigen Protesten der amerikanischen Bevölkerung.

In Mexiko selbst macht sich Trotzkis Einzug bereits recht störend bemerkbar. Anhänger und Gegner des jüdischen Bolschewisten-Chefs liegen sich dauernd in den Haaren. In den Straßen der mexikanischen Städte sind häufig Plakate mit der Aufschrift „Afuera Trotzki!" (Hinaus mit Trotzki!) zu sehen, und mehrmals ist es schon Trotzkis wegen zu blutigen Zusammenstößen gekommen. Trotzkis „Scheinprozeß" gegen Moskau, der gegenwärtig in Mexiko stattfindet, wird unter Umständen weitere ernste Unruhen im Gefolge haben.

Es ist daher kein Wunder, daß die mexikanische Oeffentlichkeit immer entschiedener gegen Trotzki-Bronstein Stellung nimmt. Kennzeichnend für die ablehnende Haltung Trotzki gegenüber ist ein Aufsatz, der kürzlich in einer der größten mexikanischen Tageszeitungen „La Razon" erschienen ist. Das Bemerkenswerte an dem Aufsatz, der den Titel „Trotzki, der Stalin verabscheut, ist immer noch vom Marxismus entzückt" trägt, ist, daß er sich nicht gegen Trotzki als Person, sondern gegen den jüdischen Marxismus-Bolschewismus überhaupt richtet. So heißt es darin unter anderem:

„Unser Gast, Leo Trotzki — russisches Pseudonym des hebräischen Herrn Bronstein — protestiert gegen die Ungerechtigkeiten Stalins. Dem stimmen wir **vollkommen bei. Stalin und seine Herrschaft sind eine Schande für die Menschheit.**

Aber . . . . . .

Bevor der Familienstreit zwischen Stalin und Trotzki ausbrach, war da in Rußland alles paradiesisch? **Als Herr Bronstein mit eiserner Faust herrschte, gab es da keine Klagen, keine Geiseln, keine schamlosen Verbrechen gegen das Recht, keine Folterungen, keine Seelenquälerei, nicht jene Furie, die „offizielle" Morde begeht?** Kann, ja darf sich der Begründer der Tscheka wirklich über die GPU entrüsten? **Haben wir zu seiner Zeit nicht das Blut von Millionen gesehen und seine Tyrannei erlebt?**

Herr Trotzki, heute ein in Ungnade Gefallener, sieht mit ganzer Schärfe das Schreckliche, das gegen ihn und die Seinen begangen wird. Aber — als er oben stand und andere Menschen die Opfer waren als die Seinen, bewies er damals auch die gleiche Erkenntnisschärfe? Oder gibt es etwa auch eine Seelenpolitik, nach der man von unten nach oben besser sieht, als von oben nach unten?

Und wenn man die Rollen vertauschte, heute Trotzki sich an Stalins Stelle befände, würde er dann milder, menschlicher, sanfter zu seinen Feinden sein?

Jedoch, hier liegt etwas noch Wichtigeres und Bedeutenderes vor: **Trotzki verabscheut Stalin, aber er zeigt sich immer noch entzückt von der Lehre des Marxismus.** Er gibt die Schuld an der Katastrophe einem Menschen, nicht aber dem System. Er macht einen Skandal um den bürokratischen Krebs, der an Rußland nagt, und sieht nicht, daß es sich um eine unerbittliche Folge der theoretischen Voraussetzung von Marx handelt.

Wir wollen hier einmal präzise, in aller Kürze und Einfachheit etwas über diese augenscheinlichen Dinge sagen. Vielleicht kann und will Herr Trotzki das tun, was die mexikanischen Trotzkisten umgangen haben: ebenfalls mit Präzision, in Kürze und Einfachheit zu sagen, was und wie man das widerlegen kann, was Vernunft und Erfahrung uns vor Augen führen.

Praktisch: **Was will der Marxismus? Den Klassenkampf bis zum Wahnsinn nähren und zuspitzen,** mit dem Zwecke, die Klassen zu „beseitigen". Dazu genügt nach seiner Anschauung die Beseitigung des Privateigentums.

Und um dieses Ziel zu erreichen, will und muß er eigentlich wollen die **Errichtung eines allgewaltigen u. tyrannischen Staates** . . .: denn nur auf diese Weise könnte er jede Möglichkeit einer Kritik, Opposition oder einer nationalen Verteidigung unterdrücken.

Und dieser Staat — blutige Paradoxie — **würde zur gleichen Zeit, da er** gegen den Kapitalismus anginge, sich selbst als den einzigen Kapitalisten konstituieren, ohne das geringste Gegengewicht und den schwächsten Widerstand gegen seinen Mißbrauch zu haben. Ist diese marxistische Absicht vernünftig und möglich?

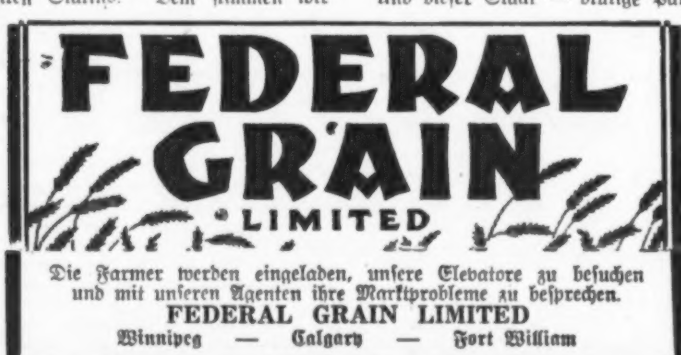
. . . . So wie es unter den Menschen dumme und begabte, kleine und große, dunkle und blonde gibt, und es töricht und lächerlich wäre, in diesem Punkt eine Gleichheit zu erstreben, so ist es auch töricht anzunehmen, daß es keine Ungleichheit unter den Menschen gibt, die von der ungleichen Begabung, dem ungleichen Fleiß und der ungleichen charakterlichen Veranlagung herrühren.

. . . . Das Leben ist sehr viel mannigfaltiger als diese systematischen, engen und beschränkten Theorien. Es ist dringlich, die Bedrücker aller Art zu bekämpfen und ebenso dringlich, für alle Bedrückten zu kämpfen. **Aber gerade der Marxismus in seiner praktisch-politischen Anwendung tut ja das Gegenteil: er schafft eine große unterdrückende Klasse, die weit ungeheuerlicher ist: die Klasse derer, die die Macht mißbrauchen. Und eine große unterdrückte Klasse: die der Unterworfenen, der Mißbrauchten.** Das ist so klar und augenscheinlich, daß es den Predigern des Marxismus nicht verborgen sein kann. Sind sie so stumpfsinnig oder aber so schlau, daß, gerade weil sie das wissen, ihre „Führerleidenschaft" entfacht wird? . . . . "

Trotzki-Bronstein beginnt der mexikanische Boden unter den Füßen heiß zu werden. Nachdem seine Sondierungsversuche um eine Aufenthaltserlaubnis in USA keinen Erfolg zeitigten, soll er sich neuerdings um Rotspanien bemühen. Begreiflich, daß es ihn lockt, den roten Schrecken in Spanien, für den er zu einem erheblichen Teil mit verantwortlich ist, aus nächster Nähe zu beobachten!

Adressenänderung.

Alle werte Freunde möchten es sich merken, daß unsere Adresse seit dem 1. April d. J. nicht mehr Indian Head, Sask., sondern Coaldale, Alberta, ist. P. Kornelsen.



— **Die britische Königsfamilie** — die Windsors — und die Familie des früheren deutschen Kaisers — die Hohenzollern — sind nahe verwandt.

König GeorgeV. und der frühere Kaiser Wilhelm II. waren Vettern (Kusins) im ersten Grad. Der Vater von George V., nämlich Edward VII., war ein Bruder der Mutter Wilhelms, beide waren Kinder der großen Königin Victoria. Diese war also die Großmutter von George V. und Wilhelm II.

Der jetzige König George VI. ist somit ein Urenkel der Victoria und ein anderer Urenkel ist der frühere deutsche Kronprinz Wilhelm. Diese beiden, der jetzige englische König und der frühere deutsche Kronprinz sind also Vettern im zweiten Grade.

— **Zugkollision in Nova Scotia.** C. N. Zug stößt mit Güterwagen zusammen. — Mehrere Personen getötet.

— **Nachrichten über die Königskrönung** und Berichte über den sehr bedauernswerten Unfall des deutschen Luftschiffes „Hindenburg" haben Berichte über den Verlauf des spanischen Bürgerkrieges in den Hintergrund gedrängt. Rundfunkberichten zufolge sind die Truppen der Nationalisten in den letzten Tagen weiter vorgedrungen und haben nur noch eine Hügelkette vor Bilbao einzunehmen, ehe sie in die Hauptstadt der Basken einmarschieren können. Berichten zufolge haben die Nationalisten die letzten Schützengräben der Basken und Loyalisten eingenommen und sind siegreich vorgedrungen. Dieser Tage dürfte die alte und hartnäckig verteidigte baskische Stadt in die Hände der Angreifer fallen.

— **Perpignan, Frankreich.** Die katalonischen Führer haben angekündigt, daß nach mehrtägigen erbitterten Kämpfen zwischen den loyalistischen Elementen die Ordnung wiederhergestellt worden sei.

— **Washington.** Der Chefrichter Charles Evans Hughes unterbreitete ein anregendes Ersuchen für „die Verfahren der Vernunft gegenüber der Tyrannei der Macht" in einer Rede, die er vor dem amerikanischen Rechtsinstitut hielt. Die Ansprache schien direkt gegen Präsident Roosevelts Gerichtsreformplan gerichtet, erwähnte aber den Plan nicht speziell.

Das Ersuchen des berühmten Juristen kam am Ende einer Rede, die er jährlich im Frühjahr seit acht Jahren hält. Er führte darin den Stand der Arbeit des Oberbundesgerichtes für den laufenden Termin an.

Hughes sprach in einer Atmosphäre des Enthusiasmus vor einer Versammlung hoher Persönlichkeiten, die den großen Ballsaal des Mayflower Hotels füllten. Sein Eintritt wurde von Applaus begleitet, der mehrere Minuten anhielt. Er wurde von George Wharton Pepper vorgestellt, dem Präsidenten des Institutes, als dasselbe seine 15. jährliche Versammlung öffnete.

Peppers Tribut zu Hughes als ein „treuer und hervorragender öffentlicher Diener", der das „Große Tribunal" vertritt, wurde mit weiterem Applaus begrüßt.

— **Washington.** Wie es jetzt den Anschein hat, liegt die Wahrscheinlichkeit vor, daß der Bewilligunsausschuß des Hauses, der Ende dieser Woche mit den Verhören beginnt, eine halbe Milliarde Dollar von dem auf $1,500,000,000 lautenden Vorschlag des Präsidenten für den Nothilfeetat abschneiden, somit also nur eine Milliarde für diesen Zweck empfehlen wird.

